

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 9

Gottschee, am 4. Mai

Jahrgang 1916

Osterzeit.

„Alleluja“ tönt's durch Tal und Flur,
Denn Christus ist erstanden.
Nun kann die Siegesfahne weh'n,
Denn Satan liegt in Banden.

Des Heilands Sieg erhellt die Welt
Nach finstern Todes-Grauen,
Er läßt der Seele hohes Ziel
Im Licht des Glaubens schauen.

Wenn wir nach Gottes weisem Rat
Des Heiles Wege gehen,
Dann werden wir aus Grabes Nacht
Zur Seligkeit erstehen.

Kommt Friede nach errung'nem Sieg,
Nach blutig, schwerem Ringen,
Dann wollen wir aus froher Brust
Das Alleluja singen.

Frühlingsgedanken.

Des neuen Frühjahrs schönster Monat ist gekommen. Wie sehr ist er erwartet! Blätter und Blüten, üppiges Wiesengrün, reges Keimen und Sprossen der jungen Saat, deren ersehnte Reife und Ernte die steigende Sonne uns bringen soll, pflegen ja seine Begleiter zu sein. Sie sollen den verruchten Aushungerungsplan, welchen unsere Feinde gegen die Mittelmächte seit 21 Monaten beharrlich verwirklichen wollen, scheitern lassen. Die Mittelmächte mit ihren Millionen Einwohnern, die kriegsfähigen Männer wie die schuldlosen Kinder und Frauen, werden wie eine Festung schonungslos abgesperrt, wie unsere nicht durch Schwerter und Kugeln, sondern durch Hunger voriges Jahr bezwungene tapfere Besatzung des leider ungenügend verproviantiert gewesenen Prze-

mysl. Keine Einfuhr, trotzdem unser Zeitalter jenes des Verkehrs heißt, trotz Eisenbahnen, Dampf- und Luftschiffen u. Straßenautos! Alle für Mensch und Tier nötige Nahrung muß die liebe Sonne auf der heimischen Scholle zeitigen, der Vorrat an überseeischen, ausländischen Genußmitteln ist sehr knapp geworden und muß natürlich einmal ausgehen. Aber der türkische Plan der Feinde ist voriges Jahr zu schanden geworden und nun trennen uns nur noch wenige, aber freilich harte Monate von der neuen, zweiten Ernte in der schrecklichen Kriegszeit.

Muß denn aber der liebe Gott sein alljähriges, wie selbstverständlich und gedankenlos von uns hingenommenes Wunder der Brotvermehrung wieder so sicher und gar regelmäßig wiederkehren lassen? Müßten die Bäume und Sträucher hundert- und tausendfache, die in die Furchen und Beete gesäten Körner der Getreidearten und der Gemüsesamereien, die verschiedenen Knollen usw. vielfältige Früchte bringen? Hängt dies nicht von Wind und Wetter, Regen und Sonne ab, über die auch keine hochschätzbare Agrikultur und keine Stickstoff-Fabrik gebietet? Und hängt das Wachsen und Gedeihen nicht auch von der Verschonung vor Frösten, Hagel und Ungeziefer ab? Die Bergung der Ernte nicht von genügenden gesunden Händen? Blich wegen Seuchen und feindlichen Einfällen nicht in manchen Gegenden der Kriegsschauplätze die schon winkende Ernte ungeborgen? Wird ferner nicht auch in jedem Fabrikanten, Gewerksmann oder industriellen Arbeiter bei der Abschneuerung der Mittelmächte

jetzt mehr als je die Liebe des Bauers zur Scholle geteilt und seine erhaltende Arbeit, sein stärkeres Bitten und Beten um Gottes Segen gewürdigt werden? Von der Fruchtbarkeit der Erde hängt weiter nicht nur das Wachsen der Baumwolle in der Ferne, die uns jetzt versperrt ist, sondern auch das der Ersatzfasern ab, mögen sie nun Flachs- oder Hanf-, Kessel- oder Weidenwolle heißen, oder als Schafwolle und Kameelhaar u. dgl. aus dem Tierreich kommen, und auch andere notwendige Rohstoffe verschiedenster Gewebe sind in letzter Linie mittelbar oder unmittelbar Produkte der ein- oder mehrjährigen Fruchtbarkeit der Erde, deren Ergebnisse auch die Urwerte und Vorbedingungen alles Handels und Wandels darstellen, weit mehr als die glänzendsten Metalle.

Der Schöpfer ist gütig, aber auch gerecht und frei. Niemand kann ihn zur Auspendung seiner Gaben zwingen. „Bittet und ihr werdet empfangen.“ Bald nach Ostern kam ein Bittzug, der Markustag, und die drei letzten Tage des Marienmonates Mai, während dessen uns voriges Jahr wohl die Fürbitte der himmlischen Maienkönigin Maria die gewaltigen Durchbruch-Siege nächst Gorlice-Tarnow beim Dunajec brachte, heißen die Bitttage. Sie sind Bußtage und Bettage, verbunden mit kirchlichen Umzügen hinaus in die Felder zu Kapellen und Wegkreuzen. Um so vieles ist zu beten: um Gottes Barmherzigkeit und Sündenverzeihung, um endlichen Sieg und Frieden, um Gedeihen alles dessen, was Gutes gesät und gepflanzt ist, um lohnenden Betrieb in

Handel und Gewerbe und jedem ehrlichen Berufe, um Bewahrung vor Hagel, Blitz und Ungewitter, vor Pest und Hungersnot, um Abwendung der Kriegsgeißel von unseren Gefilden.

Hand aufs Herz! Waren jene Bittage in den letzten Jahren nicht gerade sogar in verschiedenen ländlichen Gegenden sehr vernachlässigt? Hat nicht die nichtige *Ausrede* „Ich habe keine Zeit!“ sogar viele freisinnig angehauchte Bauern oder Bäuerinnen von den doch nur eine oder sehr wenige Stunden in Anspruch nehmenden Umzügen ferngehalten? Und erst manche Städter und Industriearbeiter! Gerade wenn der Umzug an einem Neubau vorüberging, haben sozialdemokratische Maurer am fleißigsten geklopft, taten liberale Baumeister oder Poliere am geschäftigsten, eilten Fuhrwerke am geräuschvollsten weiter, sie hatten nicht Zeit, wenigstens eine oder einige Minuten mit ihren katholischen Mitbürgern zu dem zu bitten, der auch ihnen das tägliche Brot, die Gesundheit, die Erwerbsmöglichkeit gibt, aber keineswegs geben müßte. In rühmlicher Weise begleiten vielenorts in Österreich die katholischen weltlichen und geistlichen Lehrer mit den Schülkinder jene Umzüge, nicht als Aufseher und unerbaulich, sondern selbst beispieldvoll betend. Aber wie viele Schulen mit katholischen Schülermehrheiten bleiben fern, obschon die Lehrer und Eltern den Kindern nur das Schulgesetz zu erklären brauchten, welches besagt: jedes Kind ist sogar den ganzen Vormittag, nicht bloß eine Stunde, vom Unterricht entschuldigt, wenn es den Bittgängen vor Christi Himmelfahrt anwohnt, jeder Lehrer darf, ja muß die Kinder dabei begleiten, wenn über die Hälfte der Kinder einer Schulkasse mitgeht, welche übrigens brave, fleißige Kinder nach vollendetem Umzug gern freiwillig wieder füllen.

Kein Stündchen Zeit will der gleichgültige oder freisinnige Landwirt, Gewerksmann, Arbeiter, Fabrikant oder Beamte für einen Kirchgang zur verpflichtenden kurzen heiligen Messe am Sonntag übrig haben, zur Ablegung der heiligen Beicht, wozu in allen Kirchen auch schon Samstag abends und regelmäßig früh bequem Gelegenheit geboten werden mag, zum Empfange der heil. Kommunion, die durch erlaubte Vination eifrige, einsame Landpfarrer auch in Frühmessen nun statt nur in sonntägigen Spätämtern behufs gleichzeitiger Erfüllung der Sonntagspflicht leicht ermöglichen, kein Stündlein zur Predigt, keines soll zur Teilnahme an

den vorerwähnten Bittags-Umzügen, die allerdings nicht verpflichtend sind, übrig sein! Diese Bedauernswerten! Aber zu wie viel anderem hatte man Zeit! War nicht doch wenigstens bei so manchen der angebliche Zeitmangel nur ein Vorwand zur Bemäntelung unreligiöser oder gleichgültiger Gesinnung und feiger Menschenfurcht? Heute sollten denn doch alle Einsichtsvollen, Gebildeten, darüber anders denken! Ist nicht die Zeit, das Leben, ein Geschenk Gottes? Läßt Gott nicht auch des Nachts, während niemand Felder usw. bestellt, die Gräser und Früchte wachsen? Ist er nicht stets der Güter und Schützer? Keine Zeit, kein halbes Stündchen in der Woche behaupteten auch jene zu haben zum Bitten und Beten oder zur kirchl. Pflichterfüllung, bei denen daheim die Arbeit doch geschieht, auch wo sie nun schon 21 Monate im Felde stehen müssen, auch jene, die nun fast alltäglich zeitig und spät trotz Geld und Brotkarten usw. vergeblich oft mehrere Stunden auf ein Pfündchen Brot, Mehl, Kartoffeln, Fleisch, Gemüse usw. in der harten Kriegszeit warten!

Das sind nur so einige sich aufdrängende Frühlingsgedanken. Geordnetes, vernünftiges, demütiges Bitten und Beten ist für den Menschen ehrend, erhebend, nützlich, nötig, zumal jetzt. Oder stehen nicht gegen 40 Millionen Männer und Jünglinge noch im Felde, trotzdem wohl schon 13 Millionen von den 13 kriegsführenden Staaten durch den Heldentod, durch Wunden, Krankheiten, durch Gefangennahme oder Untergang in der Gefangenschaft der Waffenführung entriickt sind? Und kann nicht durch Bitten, Opfer und Spenden, durch Werke der Nächstenliebe und Förderung der Missionen Gott, der allmächtige Schlachtenlenker, bewogen werden, die den Krieg verursachende menschliche Freiheit doch zu bestimmen, daß der Krieg abgekürzt würde? Da schon ein einziger Tag Krieg auch unser Vaterland Österreich-Ungarn, von Blut und Kummer und Not abgesehen, auch reichlich 30 Millionen K kostet, so würde gleichsam die durch Gebet und andere gute Werke erzielte Abkürzung des Krieges um eine bloße halbe Stunde schon über 500.000 K ersparen. Wäre dies nicht auch patriotische Kriegsfürsorge, sozusagen eine sehr wirksame Kriegsanleihe-Zeichnung derer, die als Arme keine Summen zeichnen können?

Das wahre Glück.

Es träumen die Menschen von Lust und von Freuden,
Erschrecken vor Trübsal, vor Schmerz und vor Leiden
Und sehnen sich oft nur nach irdischem Glück.
Sie wähnen sich glücklich, wenn Reichtum sie haben,
Als wäre er einzig die beste der Gaben,
Und doch ist das rein nur ein blendendes Glück.
Den Reichtum genießen, bringt niemals den Frieden,
Den Frieden des Herzens, der Menschen beschieden,
Verbürgt hier allein nur ein dauerndes Glück.
Durch Trübsal und Leiden führt Gott uns zu Freuden,
Die ewig einst währen. Darum in den Leiden
Nach oben hin wende den suchenden Blick.
O wende dein Denken, den Sinn und dein Trachten,
Wenn Mühsal und Sorgen das Leben dir brachten,
Zum ewigen Ziele, zur Heimat zurück.
Zur ewigen Heimat, wo göttliche Liebe
Einst stillt dem Herzen die sehnennden Triebe,
Dann findest du Ruhe und wahrhaftes Glück.

„Unsere Hoffnung sei begrüßt!“

Unter dieser bekannten Anrufung der seligsten Jungfrau und Muttergottes Maria schreibt unser Mitarbeiter Antonius a Lapide (Anton vom Steine) in den „Monat-Rosen, Sendbote des heiligsten Herzens Mariä“, 9. Heft vom 1. März 1916 — Innsbruck — wie folgt:

Welcher Leser der „Monat-Rosen“ (und wohl auch der „Hausblätter“) hätte nicht schon oft und oft dieses Wort gesprochen und namentlich seit Ausbruch des Krieges voll Inbrunst gebetet! Ja, Maria ist unsere Hoffnung, denn wir hoffen, daß sie uns den langersehnten Frieden von Gott erfliehen helfen wird, freilich wie wir erst am 2. Sonntage nach der Erscheinung des Herrn wieder belehrt worden sind, erst „sobald die Stunde Jesu gekommen sein wird“. Diese Stunde war aber offenbar weder im Jahre 1914, noch i. J. 1915. Wer vermag die Gründe für das Walten der göttlichen Vorsehung anzugeben? Auch ich bin dazu nicht berufen und nicht geeignet. Und doch kommt es mir vor, wie wenn ich keine Ruhe fände, bis ich die Gedanken, die mir seit dem 2. Sonntag nach Dreikönig nicht mehr aus dem Kopfe gehen wollen, auch anderen mitgeteilt habe.

Es gibt Leute, welche jetzt schon den Tag des allgemeinen Friedensschlusses berechnen zu können vorgeben, indem sie, um nur ein Beispiel anzuführen, sagen:

Der Deutsch-französische Krieg dauerte von 1870 bis 1871 und der Friede von Frankfurt am Main wurde geschlossen am 10. Mai 1871. Das ließ sich wie folgt berechnen: 1870 und 1871 zusammengezählt gibt 3741. Zählt man die ersten 2 Ziffern von links nach rechts zusammen, so hat man 10, und die beiden anderen geben zusammen 5, also 10./5., wie man den 10. Mai zu schreiben pflegt. Wird also für den jetzigen Weltkrieg dieselbe Berechnung angesetzt, so ergibt sich 1914 + 1916 = 3830, folglich wird der Friede am — 11. März 1916 geschlossen. Wir alle aber fürchten, daß diesmal die Rechnung nicht stimmen wird, denn wenn auch der kleinste, aber klügste und älteste unserer Feinde (Nikita) schon am 13. Jänner L. J. um Einstellung der Feindseligkeiten und Einleitung von Friedensverhandlungen erjucht hat, ist doch die Zeit bis zum 11. März 1916*) zu kurz, als daß schon bis dahin mit allen unseren Feinden der Friede geschlossen sein könnte. Oder soll vielleicht die Rechnung lauten: 1914 + 1917 = 3831 und folglich der Friede erst am 11. April 1917 geschlossen werden? Nein, lassen wir solche Rechenkünste! Unsere Hoffnung ist Maria und diese Hoffnung ist noch nie zuschanden geworden. Freilich haben wir auch von Maria keine diesbezügliche Zusage, aber dafür viele Beweise, daß gerade die Tage oder Zeiten, da wir Maria, unsere himmlische Mutter, in besonderer Weise verehrten und anriefen, auch ganz außerordentliche Vorteile uns brachten. Ich verweise bloß auf die Tatsache, daß gerade seit dem Marienmonate Mai 1915 die Wendung zum Besseren in Galizien eingetreten ist. Und wir Nordböhmern können uns nicht genug freuen, daß der bereits erwähnte erste Friedensantrag am 13. Jänner gestellt worden ist, d. i. an eben demselben Tage, an welchem schon seit mehr als einem Menschenalter jährlich Hunderte u. Tausende von frommen Marienverehrern aus Österreich und Deutschland in Filippisdorf bei Georgswalde zusammen strömen, um die dankbare Erinnerung daran zu feiern, daß Maria am 13. Jänner 1866 das trostvolle Wort gesprochen hat: „Mein Kind, von jetzt an heißt's!“ Wie wir in den katholischen Blättern gelesen, haben heuer, am 50. Gedächtnistage, fast 2000 Personen zu Ehren Mariä in Filippisdorf die hl. Kommunion empfangen, um so würdiger zu sein, Maria als Vermittlung des Friedens anzurufen, und die von dem unbergefliehen Hrn. Ambros Dpik in Warnsdorf begründete „Österreichische Volkszeitung“ sprach am Schlusse des Berichtes hierüber die Hoffnung aus, daß das Gebet so vieler Kommunikanten bei Maria nicht unerhört bleiben werde.

Am selben Tage noch ertönte die erste Friedensstimme! Brauche ich mich nun zu schämen, wenn ich meiner Überzeugung

*) Der Aufsatz wurde schon anfangs Feber geschrieben.

dahin Ausdruck gebe, daß das Jahr 1916 ganz gewiß das Friedensjahr genannt werden wird, weil es — ein „Marienjahr“ ist? Das Jahr 1914 fing mit einem Donnerstag an, es war ein Silbergjahr, in dem der gute Heiland zu dem Vater betete: „Vater, wenn es möglich ist, lasse diesen Kelch an mir vorübergehen, ohne daß ich ihn trinke!“ Und wir mußten mit Jesus beten: „Ist es nicht möglich, daß der Kelch an uns vorübergehe, ohne daß wir ihn trinken, so geschehe dein Wille!“ Und der Kelch ging nicht vorüber, obwohl gar viele dachten, der Krieg, mit Millionenheeren und allen Errungenschaften und Erfindungen der Neuzeit zu Wasser und zu Lande und in den Lüften geführt, müsse in 3 Monaten schon entschieden sein. Wir mußten und müssen den bitteren Kelch der Kriegsnöten immer noch trinken. Das Jahr 1915 war ein ganzes Leidensjahr. Es fing mit einem Freitage an und hörte auch mit einem Freitage auf. Aber nun stehen wir im Jahre 1916, und es hat mit einem Samstage angefangen, d. i. mit dem Wochentage, an dem auch jetzt noch, obwohl alle anderen Vigiltage und Votivmessen, wie sie namentlich unter Papst Leo XIII. eingeführt worden waren, von Papst Pius X. wieder abgeschafft sind, das Officium B. M. V. in Sabbato jedoch geblieben ist, weil die Kirche den Samstag schon seit den ältesten Zeiten auf besondere Weise der Verehrung der seligsten Jungfrau und Muttergottes Maria geweiht hat. Darum wird das Jahr 1916 auch ein Marienjahr, ein Jahr der Königin des Friedens werden, kurz ein Friedensjahr, und es wird ein glückliches Ende nehmen, wie es als Schaltjahr nicht, wie die beiden vorausgehenden Jahre mit demselben Tage aufgehört, mit dem es angefangen hat, also mit dem Samstage, sondern mit dem nächstfolgenden, also mit einem Sonntage, von dem wir schon jetzt in Osterstimmung singen: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht, Alleluja!“ Mögen meine Vermutungen und mein Wunsch erfüllt werden!
A. v. St.

Maria, dir schenk ich mein Herz!

Auf deiner Stirne prangt zeitlose Zier,
O Mutter! hold dich deine Blicke senken.
Ich schau dich an: stets schöner scheinst du mir,

Ich eil' zu dir, um dir mein Herz zu schenken.

Erhalt' es unter deiner Obhut rein
Und um ein langes Leben für mich fleh'
Voll Unschuld, um es dir in Lieb' zu weih'n.

Laß ausruhn mich bei dir von allem Weh!
Des Glaubens Kraft, der Liebe heiße
Blut,

Sie schenke mir, dazu ein hoffend Werben

Um Seelenfrieden, der mein höchstes Gut
Und dann laß mich an deinem Herzen sterben.

Nimm an mein Herz, o Jungfrau! dir ich's gebe,

Um auszuruhn bis ich zu dir geflüchtet —
Es hat die Welt den Frieden mir vernichtet —

Verleih', daß ich nach deinen Lehren lebe!

Du kennst ja meines Herzens Unbestand —
Denn — ach! verlör' ich's heute, nur mit

Weinen
Gewänn ich's wieder und mit müder
Hand.

O nimm es an und birg es in dem deinen!

Gib mir es nicht, verlangt' ich's einst zu-
rück!

Dann mahn mich an mein heutiges Ver-
sprechen!

Wenn du es hast, so sei's mein einzig
Glück.

Behalt mein Herz! — Wenn mir die Au-
gen brechen,

Den Kelch der Bitterkeit die Lippe trank,
Dann denke mein, daß ich dir gab mein

Herz
Und leih' der Seele Flügel, daß sie frank
Und frei zu dir sich schwingt himmel-

wärts.

Wien.

Ernst R l a m t.

Zarte Anspielung.

Ein Professor wohnte auf dem Dshenmarkt. Als nun einmal seine Schüler während der Vorlesung aus Mutwillen einen gewaltigen Lärm machten, sprach er sanft: „Ich bitte, meine Herren, erinnern Sie mich nicht an mein Quartier.“ — Sogleich war alles ruhig und er hatte keine Ursache mehr, Klage zu führen.

Meereswogen.

Wenn Mond und auch die Sternenheere
Sich spiegeln in der dunklen Flut —
Und wenn die Flotte auf dem Meere,
Der Fischer in der Barke ruht,
Da klingt ein himmlisches Gebieten
Von oben: „Ruhet! — es ist Frieden“.

Es kommt das Gute nicht von oben,
Wenn durch den Krieg das Meer erbebt,
Und dann die wilden Wogen toben,
Die Brandung sich mit Sturm erhebt. —
Der Herr kann auch in Kriegeszeiten
Gebietend über Wogen schreiten.

Vertraut dem Herrn — nur nicht verza-
gen,

Bleibt mit dem Heiland im Verein,
Geduldig jedes Leid ertragen,
Statt Strafe kann es Prüfung sein; —
Nur bittet Gott — wenn ers beschieden,
So gibt er uns bald Sieg und Frieden.

Anton Riffa.

Christl.

Roman

von Freifrau Gabriele von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

Frau von Steinau kann sich an ihrem Liebling nicht satt sehen. Als Christel herkam, war sie schmal und bleich gewesen und jetzt strahlt ihr Gesicht in rosiger Frische und ist leicht gebräunt.

Wie freut sich die frühere Herrin Hollkittens, den vertrauten Weg durch Feld und Wiese zu fahren, durch den Wald, wo sie so oft mit ihrem Mann und den Kindern gerastet hat!

Steinaus, die ein großes Barvermögen besitzen, können die Notlage der Landwirte aushalten, und der heurige Sommer verspricht reiche Ernten.

Und da — da taucht das Schieferdach des lieben, alten Hauses auf. Eine dünne Rauchsäule steigt aus dem Schornsteine empor, und die Fenster blinken fröhlich in der Sonne.

„Zu Hause!“ denkt Frau von Steinau dankbar, denn sie ist es nie in den beengenden Mauern der Stadt gewesen. Sie hat sich nach dem Orte zurückgesehnt, in dem ihre Lebenswurzeln liegen, wo die Vergangenheit ihren Zauber um sie webt.

Adolf hilft der Mutter aus dem Wagen, bietet ihr den Arm und führt sie durch die gastlich geöffnete Eichentür und auf ihr Zimmer.

Hier ist alles unverändert. Und wie liebt Frau von Steinau den Ausblick in den blühenden Garten und die Fernsicht über wogende Felder und saftige Wiesen!

Christel wechselt schnell den Reitanzug mit einer hellen Semdbluse und dem blauen, kurzen Rock und läuft eilfertig hinunter.

Das Abendessen steht auf dem Tisch auf der von wildem Wein umrankten Veranda. Ein großer Strauß Jasmin duftet in der Mitte der Tafel. Frisches, kräftiges Landbrot, goldgelbe Butter, Eier und dicke Scheiben Fleisch und Schinken erwarten die hungrigen Reisenden. Eine Riesenschüssel Erdbeeren zieht die verlangenden Blicke der Jungens an.

Mutter präsiert, wie einst, auf ihrem alten Platz. Ihr liebes Gesicht strahlt, wie sie alle ihre Kinder um sich sieht. — Niemand vermisst Alice, ausgenommen ihr Mann, der heute einen Brief von ihr bekommen hat. Der Inhalt dieses Briefes bezog sich nur auf Vergnügen, Theater und Toiletten; zum Schluß enthielt er noch einige herzliche Worte. —

Nach dem Essen tollt Christel mit den Brüdern um den Rasenplatz, während Adolf die Mutter durch das Haus führt.

Sie hat die neue Einrichtung der Zimmer noch nicht gesehen und soll sie jetzt kennen lernen. Gewiß, es ist alles wunderschön, aber Frau von Steinau denkt, daß es früher gemütlicher war.

Hilde ist allein in den Garten gegangen. Sie sitzt auf einer entlegenen Bank und hängt ihren traurigen Gedanken nach. Dort findet Christel sie, die sie überall gesucht hat.

„Hilde!“ — Christel legt den Arm um sie — „liebe, arme Hilde!“

„Ja, nun ist alles aus.“

„Sage das nicht. Es ist gut so. Du bist jung; das Leben wird dir noch viel bieten. Kopf hoch!“

Die junge, mutige Stimme zittert.

„Ich habe ihn so lieb gehabt, Christel.“

„Er hat es nicht verdient!“ ruft Christel. „Ich habe nie begreifen können, daß du so an ihm hingst.“

„Ja, es war mein Unglück.“

„Kasse dich auf, Hilde! Du hast die Mutter, die Brüder und mich, die dich von Herzen lieben; Gott wird dir helfen.“

Lange saßen die Schwestern auf der Bank, Hilde recht schweigsam. Christel sprach zu ihr in liebevollem Verständnis. Es kam etwas wie Frieden in das kämpfende Herz der Älteren. —

Die Jungens suchten ihre Lieblingschwester; sie hatten die kleine Ida an der Hand. Das Kind kletterte auf den Schoß Christels und plapperte von allerlei. Sie konnte nie lange ohne die Tante sein.

Frau von Steinau freute sich über ihr reizendes Großtöchterchen, das eben in dem Alter stand, wo die Kinder sich entwickeln und so herzig sind.

Adolf und seine Mutter waren allein. Eine Frage brannte ihr auf der Seele. Endlich sagte sie:

„Lebt Alice sich schon mehr auf dem Lande ein?“

„Seit Christel bei uns ist, wohl, Mutten. Die mußt du uns lassen. Es ist herzerquickend, ihr sonniges, fröhliches Wesen um sich zu haben. Ohne es zu wollen, übt sie einen wohlthuenden Einfluß auf ihre Umgebung aus, dem auch Alice unterworfen ist.“

Ein Storch flog über das Haus, setzte sich auf den Baum, der sein Nest trug und klapperte.

„Wird der Adebar nicht zu euch kommen, mein Sohn?“ fragte die Mutter.

„Sawohl!“ — Adolfs Augen leuchteten, — „um die Weihnachtszeit.“

„Das freut mich. Deine Frau wird dann erst ganz heimisch hier werden.“

„Ich hoffe es auch, nur soll es ein Bube sein.“

„Vielleicht erfüllt der Adebar diesen Wunsch; ein Töchterchen habt ihr ja schon. Kümmert sich jetzt Alice mehr um Idachen?“

In letzter Zeit wohl, und das Kind ist nicht mehr so scheu. Es ist dieses auch Christels Einfluß. Was die kleine Person nicht alles zu Wege bringt.“

„Ja, sie ist mein Sonnenkind,“ sagte Frau von Steinau.

— Die Reisenden waren müde und gingen zur Ruhe.

Christel schlüpfte im langen Nachthemde zur Mutter und setzte sich auf den Rand des Bettes.

„Mutten,“ sagte sie, „wie bin ich glücklich, daß Hildes Verlobung gelöst ist! Es war Zeit.“

„Sie hat es eingesehen, aber ich fürchte, sie wird es schwer überwinden. Sie trägt ein tiefes Leid um den Unwürdigen.“

„Das verdient der Lustikus nicht. Ich habe mit Hilde gesprochen. Friß sagte mir, daß sie frei sei. Ich hoffe, sie erholt sich hier, und lernt wieder heller ins Leben blicken. Doch nun, gute Nacht, mein goldenes Mutten, schlaf süß.“

Christel küßte die Mutter herzlich, dann schlüpfte sie in ihr Zimmer zurück. Im Nebenzimmer hörte sie die Schwester weinen. Da galt es zu trösten und Mut zuzusprechen. Sie tat es in ihrer energischen Art, und erst als Hilde sich beruhigt hatte, verließ Christel sie, und bald deckte tiefer, gesunder Schlaf ihre Augen.

Es folgten schöne Tage in Hollkitten. Die Jungens ritten und angelten, fuhren mit Adolf auf die Wiese, halfen beim Heumachen und kamen immer mit einem wahren Wolfshunger heim. Oftmals beteiligte sich Christel an allem, wenn sie nicht im Haushalt nötig war, Mamsell Regine helfend und dabei lernend.

Auch Hilde mußte heran. Christel bat so lange, bis sie sich fügte. Zuerst tat sie es dieser zuliebe, aber nach und nach fing sie an, Geschmack an den häuslichen Arbeiten zu finden. Ihre Wangen begannen sich leise zu röten, und der müde Ausdruck wich. Es war auch unmöglich, in Christels Gesellschaft für die Dauer trübselig zu bleiben. Ihr helles Lachen und Singen weckte das Echo in den Zimmern, ihre stete Bereitwilligkeit zu helfen, verschaffte jene Behaglichkeit, die so wohlthuend wirkt.

Einige Male war sie nach Steinsee hinübergeritten, um ihren „alten Freund“, wie sie Herrn von Röhrbach nannte, zu besuchen. Sie brachte oft etwas mit: Frühbirnen, Beeren oder einen selbstgebackenen Kuchen, einige langstielige Rosen, die sie in einem Glase auf den Tisch des Kranken stellte. Er wartete auf sie. Abgeschlossen

und menschen, wie er sonst war, freute er sich, Christel um sich zu haben. Ein Sonnenstrahl stiehlt sich ja auch durch die kleinste Öffnung in ein dunkles Zimmer, und für den alten Mann bedeuteten die Besuche Christels Licht und Wärme.

Sie hatte gelernt, seine lange Pfeife zu stopfen. Sie erzählte ihm von ihren Beschäftigungen, von der Mutter und den Geschwistern. Zuweilen spielten sie Dame, oder er unterwies sie im Schachspiel.

„Darf ich kommen?“ fragte eines Tages Christels muntere Stimme, und ihr rosiges Gesicht lugte durch die Tür.

„Ja, mein liebes Fräulein. Gerade heute habe ich Ihnen einen schönen Gruß zu bestellen. Raten Sie, von wem.“

Christel wurde rot und schwieg.

„Mein Junge läßt sie herzlich grüßen. Er dankt Ihnen auch für all die Freundlichkeiten, die Sie mir erweisen.“

„O, das macht mir ja selbst Freude,“ meinte Christel.

„Der Alfred hat nun bald Manöver. Er schreibt, daß er nachher Unteroffizier wird; dann kriegt er silberne Treffen. So gern er das frische Reiterleben hat, er freut sich doch auf die Heimkehr im Winter, auf das Landleben und — seinen alten Vater.“

„Ja, das begreife ich. Es ist nirgends so schön wie auf dem Lande. Ich sage Ihnen, Muttchen, die Jungens, und besonders Hilde sehen ganz anders aus in den drei Wochen. Na, ich füttere sie auch tüchtig.“

Es kam so possierlich heraus, daß der alte Herr lachte.

„Hier habe ich Ihnen gelbe Frühfirschen mitgebracht. Ich bin auf den Baum geklettert und habe sie gepflückt. Der Fritz und der Franz zogen die Leiter fort, da bin ich heruntergesprungen — mitten in den großen Heuhaufen, der unter dem Baume lag. Es war herrlich! Aber die Jungens habe ich gepufft. Später sind wir in die Stachelbeeren gegangen und haben gefuttert, bis wir nicht mehr konnten.“

Röhrbach lachte.

„Sie sind ein Mordsmädel!“ sagte er.

„Manchesmal ist mir so leicht, als hätte ich Flügel,“ plauderte Christel. „Ich denke immer, ich war früher ein Vogel oder ein Schmetterling — wissen Sie, solch ein Pfauenauge. Die habe ich gern.“

In der Art plapperte sie ihrem „alten Freunde“ vor.

Er schmunzelte und paffte mächtige Rauchwolken.

Nachdem sie den Kaffee getrunken, sagte Röhrbach: „Ich wollte heute an meinen Jungen schreiben, aber ich bin zu müde dazu.“

„O, diktieren Sie mir. Wo ist Papier, wo Tinte und Feder? Ich werde Ihnen gern aushelfen.“

Der Alte lachte.

„Da finden Sie alles.“

Er deutete auf den Schreibtisch.

„Nun kann es losgehen,“ sagte Christel, einen Briefbogen nehmend.

Sie saß so da, daß er ihr Profil sehen konnte. Kein klassisches, dazu war das Näschen zu keck, aber der feine Ansatz des Halses, die blonden Locken, die sich darüber kräuselten, und das Oval der Wangen gefielen dem Alten.

„Frisch, wie eine Rosenknospe, gesund wie ein rotbäckiger Apfel, lustig wie das Vöglein auf blühendem Ast.“

„Sprachen Sie mit mir?“ fragte Christel, sich umdrehend.

„Von Ihnen, liebes Fräulein.“

Sie stand auf und kam zu ihm, den dicken Federhalter hinter das zierliche Ohr gesteckt.

„Nennen Sie mich doch Christel,“ sagte sie. „Wir kennen uns nun schon lange, und ich finde es steif und förmlich, wenn Sie „Fräulein“ sagen.“

„Gut, Christel, ich werde es tun.“

„Also, abgemacht.“

Sie setzte sich wieder an den Schreibtisch.

„Bitte, ich bin ganz Ohr.“

„Also schreiben Sie:“

„Mein lieber Sohn! Du wirst Dich wundern, heute einen Brief mit einer fremden Handschrift zu bekommen; ich habe jetzt eine Sekretärin.“ (Christel kicherte vergnügt.) „Die hübsche kleine Hand (sie ist braun wie Kaffeebohnen, schaltete Christel ein) gehört Fräulein Christel von Steinau, die mich heute besucht hat. Wie sehr ich mich immer über ihren Besuch freue, kann ich Dir nicht sagen.“

(„Ich freue mich ebenso,“ schrieb Christel.)

„Es ist als träte der Frühling an meinen Krankenstuhl. (Viel zu schmeichelt.) Wir sprechen oft von Dir. (Darauf bilden Sie sich ja nichts ein.) Christel — so bittet sie mich zu nennen, (natürlich, das steife „Fräulein“ ist mir nicht nach dem Sinn) hat jetzt ihre Mutter und Geschwister bei sich. Trotzdem vernachlässigt sie mich nicht. (Das wäre gemein, kann ich nicht!)

„Ich freue mich, lieber Sohn, daß es Dir gut geht und Du bald Unteroffizier wirst (mit silbernen Treffen). Ich kann es oft nicht mehr erwarten, Dich in Steinssee zu haben, damit Du nach dem Rechten siehst (wird wohl nötig sein). Du wirst viel zu bessern finden.“

Es folgte ein Bericht über die Wirtschaft und den Stand der Felder, dann diktierte Röhrbach den Schluß.

„Nun lebe wohl, mein Sohn!“

Dein alter, treuer Vater

Gotthold Röhrbach.“

„Einen schönen Gruß! Christel.“ stand drunter.

„Hier ist der Brief.“

Röhrbach las und lachte über die eingeklammerten Worte.

„Nun die Adresse.“

Auf dem Schreibtisch stand auch ein Kabinettbild Alfreds in der schmucken Husarenuniform. Christel blickte darauf hin und überhörte die Adresse. Der alte Mann schmunzelte und schwieg.

„Ja, der Alfred kann schon den Mädchen gefallen,“ dachte sein Vater. Endlich sagte er:

„Na, Christel, haben Sie geschrieben?“ Erschreckt sah sie sich nach ihm um.

„Was sagten Sie?“

„Ich habe Ihnen doch die Adresse genannt.“

„Verzeihung, ich habe nicht gehört.“

„Sind Sie schwerhörig? Ich habe es bis jetzt nicht bemerkt.“

„Nein, gottlob, ich höre sogar Gras wachsen.“

Schelmisch lachte sie ihn an.

„Ja, das glaube ich.“

Er sagte noch einmal die Adresse. Christel schrieb sie und reichte Röhrbach den Brief.

„Ist es so recht?“

Er studierte ihre klare, feste Handschrift.

„Wissen Sie, was ein Graphologe von Ihrem Charakter sagen würde, Christel?“

„Bin doch neugierig.“

„Festen Willen, hilfsbereit, und — und — soll ich es sagen?“

„Gewiß. Es ist etwas Scheußliches, nicht wahr?“

„Gm, wie man es nimmt.“

„Also, bitte.“

„Etwas eigensinnig und zu leicht hingegriffen.“

„Das ist alles? Ich dachte, es käme viel schlimmer.“

Sie saßen noch ein halbes Stündchen beisammen, dann verabschiedete Christel sich.

„Ich kann den Brief gleich mitnehmen,“ sagte sie, „es ist nur ein kleiner Umweg bis zur Post.“

„Hilfsbereit,“ sagte Röhrbach. „Habe ich es nicht behauptet?“

Sie lachte, schüttelte seine Hand und ritt davon.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 1. bis 15. Mai.)

1. Montag. Philippus († um 60 und Jakobus († 62), Apostel; Berta, Abt., Märt. — Sonnenaufgang 5 Uhr 39 Min. (nach der neuen Sommerzeit), — Untergang um 8 Uhr 20 Min., Tageslänge 14 Stund. 41 Min. —
2. Dienstag. Athanasius, Erzbisch. und Kirchenlehrer († 373); Sigmund, König und Märt. († 524). — Neumond um 7 Uhr 29 Min. morg. — 3. Mittwoch. Kreuzauffindung. (326.) Alexander, Papst u. Märt. († 119). — 4. Donnerstag. Florian, Märt. († 304), (Landespatron in Oberösterreich); Monika, Witwe († 387); Gottward, Bischof († 1038); Antonia, Märt. († 304). — 5. Freitag. Pius V., Papst († 1562); Angelus, Märt. († 1225); Hilarius, Bisch. († 494). — 6. Samstag. Johannes, Evangelist vor der lateinischen Pforte († ca. 95); Gedächtnis seiner wunderbaren Errettung.
7. Sonntag. (2. n. Ostern.) Evangel. (Joh. 10, 11—16): Jesus nennt sich den göttlichen Hirten, der sein Leben hingibt für seine Schafe und alle vereinen wird in einen Schafstall und unter einem Hirten. — Stanislaus, Bisch. u. Märt. († 1079); Gisela, Königin.
8. Montag. Erscheinung des hl. Erzenzels Michael (um 495); Acatius, Märt. († 303). — 9. Dienstag. Beatus († 112); Gregor v. Nazianz, Kirchenlehrer († 373). — 10. Mittwoch. (Schutzfest des heil. Joseph.) Antonin, Erzbisch. († 1459). — Erstes Viertel um 12 Uhr 47 Min. mittags. — 11. Donnerstag. Mamert, Bisch. († 475); Franz v. Hieronymo, Ordensmann († 1714); Gangolf, Märt. († 750). — Sonnenaufgang um 5 Uhr 22 Min., — Untergang um 8 Uhr 35 Min., Tageslänge 15 Stund. 13 Min. — 12. Freitag. Pankratius, Märt. († 304); Nereus und Achilleus († 110); Domitilla († um 98). — 13. Samstag. Servaz, Bisch. († 284); Peter Regalatus († 1456).
14. Sonntag. (3. n. Ostern.) Evangel. (Joh. 16, 16—22): Jesus erklärt, daß ihn seine Jünger bald nicht mehr sehen werden, aber nach einer kleinen Weile wieder sehen werden, denn er gehe zum Vater. — Bonifaz, Märt. († 307); Pachomius, Einsiedler († 348).
15. Montag. Sophie, Jungfr. u. Märt. († 144); Isidor, Bauer († 1130); Berta, Witwe; Johann Bapt. de la Salle († 1719).

7. Mai.

Zweiter Sonntag nach Ostern.

(Evangelium des heil. Johannes 10, 11—16.)

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt setzt sein Leben ein für seine Schafe. Der Mietling aber, der nicht Hirt ist und dem die Schafe nicht eigen sind, sieht den Wolf kommen und verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling aber flieht, weil er Mietling ist und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus die-

sem Schafstalle sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören und es wird eine Herde werden und ein Hirt.

Erklärung.

Nach dem Bilde des Gekreuzigten ist wohl das anmutendste Bild der göttlichen Liebe das Bild vom guten Hirten. Es ist das Bild, das Jesus von sich selbst entworfen und es ist darum wohl auch das älteste Christusbild, dem wir schon in den Katakomben, in den Stätten des Gottesdienstes der ersten Christen begegnen.

Dieses liebevolle Bild war ihnen das vertrauteste, das ihnen in den schwersten Kämpfen, die sie in den Zeiten blutigster Verfolgung zu bestehen hatten, immer wieder Trost und Mut einflößte.

Auch der hl. Petrus wußte den bedrängten Christen kein anziehenderes Bild zur Aufmunterung vorzuhalten als das Bild des guten Hirten, indem er Christum den Hirten und Bischof (d. h. Hüter) der Seelen nennt, „der unsere Sünden selbst an seinem Leibe auf dem Holze trug, durch dessen Wunden wir geheilt worden sind.“

Im Bilde des guten Hirten faßt die Kirche gleichsam die Großtaten der Karwoche und des Osterfestes zu einem Gesamtbilde der Liebe Christi zusammen.

Christus spricht zu den Pharisäern, den falschen Lehrern und schlechten Hirten des Volkes Israel: „Ich bin der gute Hirt.“ „Hirten der Völker“ hat es zu allen Zeiten gegeben, gute und minder gute. Jesus nennt sich den guten Hirten und er ist es auch im ausgezeichneten Sinne. Der gute Hirt ist geradezu ein Ehrentitel und eine besondere Bezeichnung für Christus, wie das Wort der Gekreuzigte. Und Jesus beweist es, daß ihm der Name des guten Hirten zukommt und es bedarf hierzu nur eines kurzen Satzes: „Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ Ein Blick auf das Kreuz genügt, um zu zeigen, daß Christus wahr gesprochen, wenn er sagte: „Ich bin der gute Hirt.“

Ja fürwahr, wo kann ein Hirt sich mit diesem Hirten messen? Was er als Gottes Sohn vermöge seiner Unsterblichkeit nicht vermochte, das wollte er durch die Annahme der menschlichen Natur vollbringen, den höchsten Erweis seiner göttlichen Liebe als guter Hirt, der sein Leben hingibt für seine Schafe. Kann man einen besseren Hirten sich denken, kann es eine größere Liebe geben? Wie hängt doch der Mensch an seinem Leben. Um dieses Leben möglichst schön und wert und angenehm zu machen, darum all die Kämpfe und Opfer der einzelnen und ganzen Völker, darum selbst die blutigen Kriege, die nur ein Ringen ums Leben sind.

Und Jesus Gottes Sohn, wird Mensch und nimmt dieses Leben als Mensch nur an, um es wieder hingeben zu können für seine Schafe.

Welcher Hirt kann sich mit diesem guten Hirten messen? Sind nicht im Vergleich

zu ihm alle anderen Hirten nur Mietlinge? Weil ihnen die Schafe nicht gehören, darum verlassen sie die Schafe, wenn sie den Wolf kommen sehen, denn sie hängen um ihr Leben.

So haben es alle jene falschen Hirten der Völker gemacht, angefangen von den Pharisäern, denen Christus das Bild des guten Hirten vor Augen hielt, bis zu den Irrlehrern und falschen Propheten unserer Tage, die von den Kathedern der Wissenschaft oder von der Lehrkanzel der Presse oder von der Tribüne der Volksversammlungen sich dem Volke als gute Hirten anpreisen, es aber nicht sind. Sie fliehen mit samt ihrer Weisheit, wenn der Wolf kommt und überlassen die Schafe ihrem Schicksal. Machen sie es nicht auch jetzt im Weltkriege, wo sich die Echtheit dieser „Hirten der Völker“ und ihre Liebe zu den Schafen und ihre Güte ihrer Lehre erweisen sollte, so wie Christus von den Mietlingen sagt. Die Lehrer des Unglaubens und Irrglaubens, sie fliehen und gehen gar aus Furcht um ihr Leben zu den Feinden.

Wie ganz anders handelt Christus, der gute Hirt! Er kennt die Seinen und die Seinen kennen ihn und er gibt sein Leben für seine Schafe. Wie tröstvoll zugleich. Christus kennt seine Schafe und die wiederum Christum kennen, dürfen sich seine Schäflein nennen. Christus kennt die Seinen durch und durch, wie der ewige Vater seinen Sohn und der Sohn den Vater kennt. Er sieht ins Innerste und erkennt unsere Schwächen, Versuchungen und Kämpfe, aber auch unsere guten Vorsätze, Mühen und Siege, unsere Sünden und unsere guten Werke. Er kennt unsere Anliegen und Nöten und weiß uns zu helfen. Dürfen wir da nicht uns freuen eines solchen guten Hirten und mit dem Psalmisten frohlocken: „Der Herr ist mein Hirt, nichts kann mir also mangeln“.

Der gute Hirt liebt die Schäflein und will alle in seinen Schafstall bringen. Darum sagt Christus: Ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind. Er wollte damit auf die große Schar der Heiden hinweisen; „auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören.“ Darum sandte er die Apostel aus in alle Welt, um die Schäflein Christi aus allen Windrichtungen und aus allen Nationen zu sammeln und zu lehren, auf die Stimme des guten Hirten zu hören, d. h. die Gebote Christi und seiner Kirche zu befolgen. Diese, die katholische, d. h. allgemeine Kirche, ist der eine große Schafstall, von dem Christus spricht. Christus kennt nur einen Schafstall der Seinen und nur ein Hirt soll über dieselben wachen: Christus, der gute Hirt, vertreten durch seinen sichtbaren Stellvertreter auf Erden, den obersten Hirten der Herde Christi, den römischen Papst.

Wohl uns, wenn wir zu den Schäflein Christi gehören und seine Stimme hören.

Es wird uns zum Heile sein. Alle Völker, die diesem Hirten folgten, sind groß und glücklich geworden unter seinem Schutze; aber sie wurden unglücklich, wenn sie diesen Hirten und seinen Schafstall verließen. Bleiben wir dem guten Hirten treu, er wird uns zum Heile und Frieden führen.

Bettgeschichtchen.

— Als alte Erinnerung besteht heute noch bei Verdun eine „Quelle des Königs von Preußen“. In unmittelbarer Nähe der inneren Befestigungswerke von Verdun befindet sich eine Quelle, die im Volksmund heute noch „Fontaine du roi de Prusse“ heißt. Im Jahre 1792, Ende August, lag ein preußisch-österreichisches Heer unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig vor Verdun. Das deutsche Hauptquartier war nun bei jener Quelle, da sich von dort aus die kriegerischen Unternehmungen gut überblicken ließen. Der Volksmund hat das historische Ereignis wenigstens im Namen der Quelle festgehalten.

— **Unterries ohne Männer.** Wie aus Dornbirn in Vorarlberg berichtet wird, ist in Unterries der letzte Mann freiwillig eingerrückt und gibt es dort keinen Mann mehr. Sie sind alle, und zwar zum großen Teile freiwillig, zum Militär eingerrückt. Am 20. Feber ist der letzte Mann von Unterries unter die Waffen getreten. Die Gutswirtschaften daselbst besorgen nur noch Frauen und Kinder. Die katholischen Deutschen von heute gleichen da den alten Germanen vor 1800—1900 Jahren: auch da standen alle Männer bewaffnet an ihren Grenzmarken gegen die Wehrschilde der Römer während daheim die Frauen alle Arbeit schafften, welche für die Männer, für die Familie, für Haus und Hof nötig war.

— **Ein Feldpost-Geschichtchen aus Deutschland.** Während eines Heimaturlaubes, so erzählt ein Leser des „Champagne-Kamerad“, der Feldzeitung der 3. Armee, besuchte ich ein altes Ehepaar und erkundigte mich nach dem Ergehen des im Felde befindlichen Sohnes. „Ach Gott, wir erfahren gar nicht mehr.“ — „Nun, hat er denn gar nicht mal geschrieben?“ — „Ja, er hat schon eine Menge Karten geschrieben, da steht bloß immer seine Adresse drauf.“ Ich lasse mir die Karten zeigen. Es waren die bekannten Feldpostkartenbriefe. Die guten Alten hatten keine Ahnung, daß nach Abreißen des Randes die vermeintliche Karte sich öffnet und die ersehnte Nachricht bringt.

— **Die Musterung brachte es an den Tag.** Aus Stein a. d. Donau wird geschrieben: Die Tagelöhnerin Marie Kammer wurde am 22. März von der hiesigen Gendarmerie verhaftet und dem Kreisgerichte eingeliefert. Sie hat nach einem Geständnis im Jahre 1899 ihren damals

18 Monate alten Sohn Josef Kammer in die Donau geworfen. Dem Verbrechen kam man dadurch auf die Spur, daß jetzt Nachforschungen wegen der Landsturmpflicht gepflogen wurden, das damals ermordete Kind Josef Kammer hätte jetzt als 18jähriger Bursche zur Musterung kommen sollen. Da er verschollen war, wurden Nachforschungen eingeleitet und die Mutter über den Verbleib ihres Sohnes ausgefragt. Sie gab an, ihr Kind sei in Rohrendorf gestorben; nachdem aber in den Sterbematrizen nichts darüber eingetragen war, wurde sie neuerlich ins Verhör genommen und gestand nun den Mord.

— **Für ein Stück Butter und Käse** wurde vor Jahren Bismarck verkauft. Auch im Jahre 1870 litten die Belagerer von Paris an Buttermangel und derjenige, der damals Bismarck für Butter und Käse verkaufte, wenn auch nicht in persona, so doch die Gelegenheit, den großen Mann zu sehen, war der bekannte Geheime Regierungsrat Dr. Stieber, der Leiter der deutschen Feldpolizei in Versailles. Er erzählt das drollige Vorkommnis in einem Briefe an seine Gattin: „Eine feine Dame wollte mit Gewalt den Comte Bismarck sehen, ich spielte wieder den Schlaunen und sagte: „Sie sollen Bismarck sehen, Sie sollen sogar dicht bei ihm stehen, aber schaffen Sie mir ein Stück frische Butter und Käse.“ Richtig, sie ging mit uns (d. h. mit Stieber und seinem Stabe in ein unscheinbares, verschlossenes Haus, und wir erhielten auf einem kleinen Hofe vier Stühle und einen Tisch Butter, Käse und Wein. Brote hatten wir selbst mit. Nach Wochen war dies die erste frische Butter und Käse. Wir haben herrlich gefrühstückt und unseren Bismarck leben lassen. Ein Stück Butter und Käse war er schon wert. Ich habe mein Wort redlich gehalten, die Dame hat sich den Bismarck ganz genau angesehen. übrigen kann ich versichern, die Dame war nicht mehr jung. Wäre sie selbst jung gewesen, ich hätte frische Butter und Käse jeder anderen Münze vorgezogen.“

— **Menschenunwürdige Behandlung.** Wie es den in serbische Gefangenschaft geratenen österreichischen Soldaten erging, davon werden jetzt verschiedene Stimmen laut. So erzählt der Einjährig-Freiwillige Mediziner Oberjäger Karl Günther, der in serbische Gefangenschaft geraten war, folgendes: Gerieten österreichisch-ungarische Soldaten in Gefangenschaft, so wurden sie von den serbischen Soldaten und Zivilisten gemein und menschenunwürdig behandelt. Alle brauchbaren Ausrüstungsgegenstände, ja sogar Mäntel, Hosen und Schuhe, besonders aber Wertgegenstände, wurden ihnen abgenommen. Wer in Verdacht kam, Uhr und Geld versteckt zu haben, wurde zur Seite genommen und unter Drohung sofortiger Erschießung beraubt. An diesem Vorgehen beteiligten sich teilweise auch serbische Of-

fiziere. Bei Beschwerden lachten diese meistens und schafften niemals Abhilfe. Einige serbische Offiziere machten sich den Spaß, die Kriegsgefangenen reihenweise aufzustellen und zu ohrfeigen. — Zur Unterbringung der Gefangenen in Misch wurden Ställe, Magazine und Schuppen verwendet. In Räumlichkeiten, die höchstens für 8000 Mann hingereicht hätten, waren 20.000 Gefangene zusammengepfercht. In einem Stall für 90 Pferde waren gegen 2500 Menschen untergebracht. Hunderte mußten während des Dezembermonats in tiefem Rot und in der größten Kälte wochenlang die Nächte im Freien verbringen. Die Ställe wurden nie gesäubert, auch nicht einmal frisches Stroh wurde aufgebreitet. Sie frosteten förmlich vor Schmutz und der Boden und die Futtertröge, Holzpfiler u. Wände wimmelten von Läusen.

— **Das sonderbare Geldversteck.** Aus Hamburg wird folgendes mitgeteilt: Vor kurzem starb dort der Schuhwarenhändler Kärner, der Aufzeichnungen hinterließ, wonach er eine größere Summe auf deutsche Kriegsanleihen gezeichnet und auch sonst Gelder in Wertpapieren angelegt habe. Trotz eifrigster Nachforschungen konnten jedoch keinerlei Wertpapiere aufgefunden werden, weshalb die Kriminalpolizei von dem Vorfalle in Kenntnis gesetzt wurde. Diese nahm nunmehr in der Wohnung Kärners eine genaue Durchsichtung vor und fand zur allgemeinen Überraschung im gepolsterten Arbeitschemel des Verstorbenen Wertpapiere im Werte von 35.000 Mark verwahrt vor.

— **Sonderbares Zusammentreffen.** Aus Meran wird geschrieben: Welch sonderbare Zufälligkeiten dieser Weltkriege zeitlich, hat sich in der verflossenen Woche wieder einmal in dem benachbarten Orte Eppan an einem gewiß einzig dastehenden Vorkommnis bewiesen, als alle vier Söhne des dortigen Buchbindermeisters Jaitner, ohne daß sie selbst voneinander etwas gewußt hatten, an ein und demselben Tag, ja fast zur gleichen Stunde aus dem Felde auf Urlaub zu Hause eintrafen. Dieses Zusammentreffen war umso seltsamer, als man den einen Sohn bereits als gefallen betrauerte, nachdem seit fast einem Jahre von ihm keine Nachricht mehr eingetroffen war und das letzte Lebenszeichen des zweiten Sohnes im verflossenen Frühjahr aus russischer Gefangenschaft kam, aus der ihm später unter großen Gefahren die Flucht gelang. Jetzt sind alle vier, so wie am ersten Mobilisierungstag vor nahezu zwanzig Monaten wieder gleichzeitig auf ihren Posten geeilt: der eine an die Dnjesterfront, der zweite nach Russisch-Polen, der dritte zu den Besatzungstruppen nach Serbien und der letzte an den Tsonzo.

Gedankensplitter.

Sei deines Willens Herr
Und deines Gewissens Knecht.

Handbüchse aus dem Jahre 1460.

Vor kurzem haben wir ein Bildchen gebracht, das die erste Handfeuerwaffe für das Fußvolk zeigte. Heute führen wir dem Leser die erste Handfeuerwaffe der Reiter vor. Diese Feuerwaffe wurde zuerst bei den italienischen Reitern, später bei den Franzosen eingeführt; der Reiter trug sie an einem Riemen um den Hals und legte sie beim Schießen auf eine Gabel, die am Sattelbogen befestigt war. Das Schießen mag wohl langsam genug vor sich gegangen sein. Bis man das Ding von vorne geladen, dann Pulver

Kämpfen immer in den vordersten Reihen des Regimentes. In einem Geleitschreiben betont der Divisionär Fürst Schönburg eigens die „beispiellose Tapferkeit“ der beiden Mädchen. Das Regiment hat sie denn auch zu „Kadetten“ ernannt und sie dürfen die Uniform des Regiments tragen. Anfangs hatte man sie verlacht und verspottet, aber schon den ersten Marsch von 5 Uhr früh bis abends 9 Uhr im kalten November, in Schneegestöber über Berg und Tal, machten sie mutig mit und übernachteten im freien Felde. Dann ging's Tag um Tag durch Schnee und Eis. Sie klagten nicht und fielen niemandem zur Last.



Handbüchse aus dem Jahre 1460.

auf die Pfanne geschüttet und endlich mit der Lunte entzündend, den Schuß abgefeuert hatte, konnte man von einem flinken Feinde wohl zehnmal totgeschlagen sein. Aber ganz unpraktisch mögen die Dinger doch nicht gewesen sein, denn sie wurden nach und nach immer mehr verbessert, so daß schließlich Flinten und Pistolen daraus wurden.

Zwei Kärntner Heldenmädchen.

Anna Pintner aus Krumpendorf und Hansi Brandner aus Schladming hatten sich als freiwillige Pflegerinnen in Klagenfurt dem Kärntner Hausregiment angeschlossen. Sie befanden sich in den

Gleich der erste Kampf dauerte zwei Tage, bei heftiger Kälte, ohne Essen. Die beiden Mädchen gruben sich eine Deckung für die Nacht. In aller Frühe begann der Kampf. Da war fleißige Arbeit zu verrichten, die beiden Mädchen blieben trotz aller Warnungen, daß der Feind über den Berg käme, bei ihren Verwundeten, bis alle geborgen waren. Als sie auf der Suche nach ihrem Regiment dann einer Feldküche begegneten, setzten sie sich auf die Straßen und aßen mitten im Granatenregen. Am Weihnachtsabend saßen sie bei Gorlice unter einem Bretterverschlag mit sechs Mediziniern zusammen, d. h. man konnte nur kauern. Die russische

Regimentsmusik spielt die ganze Weihnachtshochzeit hindurch in nächster Nähe. Am andern Morgen wurde die ganze Kapelle gefangen und noch 100 Mann Infanterie durch die Radfahrerkompanie, ein Spion wurde gehängt. Dem allen sahen die Mädchen zu ohne Grauen, wie sie erzählten, ja ohne Mitleid, was ihnen selbst unbegreiflich schien. In den Ostkarpathen trafen sie beim Jägerhaus vor Ilma Scharen von Verwundeten, die nicht weiter gebracht werden konnten. Da mußten die beiden Mädchen allein bei ihnen zurückbleiben. Ein Sack Erbsen diente ihnen und den Verwundeten für die nächsten Tage als Nahrung. Ringsum schwärmten Kosaken. Endlich nach fünf Tagen konnten die Verwundeten auf Schlitten zu Tal befördert werden. Die beiden Schwestern aber wanderten, täglich zwanzig Kilometer marschierend, bei Glatteis und tiefem Schnee über steile Berge, selbst den Rucksack, Verbandskasten, Feldflaschen, Decken, Zeltblätter und ihren Revolver tragend, zum Regiment zurück, jubelnd begrüßt.

Beim Lagerfeuer des Nachts mußten die beiden Mädchen von ihren Erlebnissen erzählen. Am nächsten Morgen nahmen sie ihre „Arbeit“ bis 10 Uhr abends wieder auf. Ein schwerverwundeter Major, der im Sterben lag, erhob sich, als er die Mädchen sah, und salutierte. In der Nacht darauf weilten sie in einer Erdhöhle mit einem verwundeten Fähnrich, seinem Diener und einem kleinen Hündchen, in der zweiten Nacht schliefen sie in einem verlassenen russischen Schützengraben, am dritten Tage ging es bergab, man befreite Rodworna, aber immer ging's über Tal und Berg. Hinter dem Hause, wo sie Marmquartier bezogen hatten, stand die Artillerie, die von der russischen mit Granaten beschossen wurde, so daß alle Fenster sprangen. Eine der Schwestern mußte mit einer Pflegeabteilung allein nach einem brennenden Orte in ein russisches, von den Russen verlassenes Spital gehen und pflegen, Tote und Verwundete lagen zu Haufen ringsum. Dann kam die andere nach, die im Spital blieb, während die erste die Häuser absuchte nach Verwundeten. Über und über waren sie mit Blut besudelt, zwei Tage ohne Nahrung. Einst verlangte ein schwerverwundeter nach dem Feldkuraten. Eines der Mädchen ging ihn holen, ein weiter, nebliger Weg, in dunkler Nacht; sie verirrte sich stundenlang, bis sie endlich die Feuer sah. Wie oft sie in Todesgefahr waren, ist nicht zu sagen, aber fast wunderbar sind sie dem Tode bis jetzt entgangen. Nun sind sie auf kurzem Urlaub heimgekehrt, aber bald gehen sie wieder zur Front zu gleicher „Arbeit“. Soldinnen!

Ein Kampfbild aus alter Zeit.

Bei der heutigen staunenswerten Entwicklung der Waffentätigkeit blickt man manchmal gerne zurück auf die Waffen unserer Vorfahren, die einfacher waren aber nicht weniger schneidig gebraucht wurden. Unser Bild stellt einen Kampf dar zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und Markgrafen von Ansbach Albrecht Achilles und den Nürnberger unter seine Oberhoheit zwingen, aber sie widerstanden ihm tapfer und ließen sich nicht unterkriegen. Das Bild ist eine meisterhafte Darstellung eines Kamp-

Art der Kriegsdecoration an seine Brust und machte dabei recht ungeschickliche Bemerkungen sowie die Kunde unter seinen Kameraden. Ein zweiter Soldat faltete höhnisch die Hände, fiel vor dem Bilde des Gekreuzigten auf die Knie nieder und verneigte sich vor ihm unter kindischen Redensarten. Bald darauf kamen beide Landwehrlente ins Feld. Der eine erhielt einen tödlichen Schuß, gerade an der Stelle, an welcher er das Kruzifix angeheftet hatte. Der andere wurde schwer verwundet. Es gelang der ärztlichen Kunst nicht, ihn wieder vollständig herzustellen. Zeitlebens wird er ein Krüppel bleiben. Er ist nicht imstande aufrecht zu

risieren würden sie mich heißen." Und bei dieser Meinung blieb er. Als der Geistliche immer wieder in ihn drang, gab er zur Antwort: „Ja, bevor ich sterbe, werde ich schon beichten.“ „Der liebe Gott,“ sagte der Priester, „wartet nicht, bis es den Menschen gefällt, sich mit ihm auszuöhnen. Der Tod kommt wie der Dieb in der Nacht und wehe dem, der nicht gerüstet ist.“ Sie trennten sich und als der Krankenpfleger um eine Ecke ging, wandte er sich um und sagte lachend: „Bevor ich sterbe, werde ich schon beichten.“ — Aber der gute Mann kam nicht dazu. Ein Jahr später starb er plötzlich ohne Empfang der hl. Sakramente.



Ein Kampfbild aus alter Zeit.

fes aus jener Zeit, wo die Kampflust noch allen doppelt im Blute lag und Fehden und Kaufhändel daher an der Tagesordnung waren.

Gott läßt seiner nicht spotten.

Eine große Anzahl von Landwehrlenten waren in einer gutgläubigen Gemeinde zur Bewachung einer Rheinbrücke dort einquartiert. Am letzten Weihnachten wurde dort eine Christbaumfeier mit Verlosung veranstaltet, bei welcher die Soldaten zum großen Teil anwesend waren. Einem von ihnen fiel ein Gewinn zu, der aus einem niedlichen Kruzifix bestand. Im Mutwillen heftete dieser dasselbe nach

gehen u. muß sich auf merkwürdige Weise zusammengekauert fortbewegen, ähnlich wie er an jenem Abend das Kruzifix verhöhnnte.

Er kam nicht dazu.

Ein Krankenpfleger kam mit dem Seelsorger in ein Gespräch und bemerkte dabei lachend, daß er schon viele Jahre nicht zur Beicht gewesen. Der Priester gab sich Mühe dem sonst guten Mann den Weg zur Osterspflicht zu zeigen und gleich zu beichten, denn niemand weiß, wann seine letzte Stunde geschlagen. „Was würden die Leute sagen,“ meinte er, wenn ich jetzt beichten ginge: einen Betbruder und Pha-

Gedankensplitter.

Edel werden ist viel mehr
Denn edel sein von Eltern her;
Der ist recht edel in der Welt,
Der Tugend liebt und nicht das Geld.

* *
Wer strebt und schafft,
Bleibt jung an Kraft.
Frisch vorwärts drum,
Und fehr' nicht um.

* *
Auch für die rauhe Brust gibts Augen-
blicke,
Wo dunkle Mächte Melodien wecken.

Kriegschronik.

7. April. Andauer der Angriffe südlich des Maroczsees. — Wegnahme feindlicher Sappen auf der Hochfläche von Doberdo und Erstürmung einer Stellung südlich Mrzli Brh (43 Gef., 1 M.). Am Südhang der Rochetta wird der Feind aus einer Sappe vertrieben. Bombenwürfe auf die Bahnhöfe von Carfasa und San Giorgio di Rogara (3 Flugzeuge verloren.) — Erstürmung feindlicher Stellungen südlich Hautcourt und des Termitenhügels (714 Gefangene). Erfolgreiches Gefecht am Silsenfirst.

8. April. Bombenwürfe auf die russische Flugstation Papensholm auf Desl. — Ein Gegenstoß der Franzosen auf den obersten Termitenhügel scheitert.

nengewehre). Eroberung von Blochhäusern südlich des Rabenwaldes (222 Gef., 1 Maschineng.). Südwestlich Douaumont werden feindliche Anlagen erstürmt; am Pfefferrücken ein Gegenangriff zurückgeschlagen. Abschluß von zwei Flugzeugen.

11. April. Nordwestlich Dünauburg werden bei Garbunowka feindliche Angriffe abgewiesen. — Erfolgreiches Nachtgefecht bei La Boisselle. Nordöstlich Avocourt u. am Pfefferrücken scheitern feindliche Angriffe, im Cailletewald erzielen die Deutschen einen kleinen Bodengewinn. (Ein Flugzeug abgeschossen.)

12. April. Verstärkung des feindlichen Artilleriefeuers südlich des Maroczsees. Östlich von Baranowicz werden Vorstöße abgewiesen. — Erfolglose Bombenwürfe auf Beggeli und Podgorica. — Andauer

Südlich Sperone die Verteidigungsmauer geräumt, im Adamellogebiet der Grenzücken Doszon di Genova von M. pinis besetzt. — Angriffsversuche am linken Maasufer im Reime erstickt. — Im Tschorrochtal wird ein feindliches Bataillon vernichtet.

14. April. Erneuter Angriff bei Gabunowka erfolglos. Desgleichen am Sarwetich, südöstlich Korlici. Vergeblicher Angriff eines russischen Flugzeuggeschwaders auf Czernowitz (1 Flugzeug abgeschossen). — Abweisung von Angriffen am Mrzli Brh und im Tal Sugana. Minenkampf im Blöckenabschnitt. Beschießung der Spitze des Col di Lana. — Ein starker englischer Vorstoß südlich St. Eloi abgewiesen. Zusammenbruch feindlicher Angriffe gegen „Toter Mann“, südl. des Raben- und Cumiereswaldes. Erfolglose Handgranatenangriffe südwestlich der Feste Douaumont. — In der Nacht auf den 15. erfolglose Bombenwürfe auf Konstantinopel.

15. April. Kleine Kämpfe östlich Selz. Beschießung der Hochflächen von Lafram und Vielgereuth durch den Feind. — Artillerietätigkeit und Minenkämpfe am Kanal La Bassée. Südlich der Feste Douaumont bis zur Schlucht von Baur heftige Kämpfe. (200 Gef.)

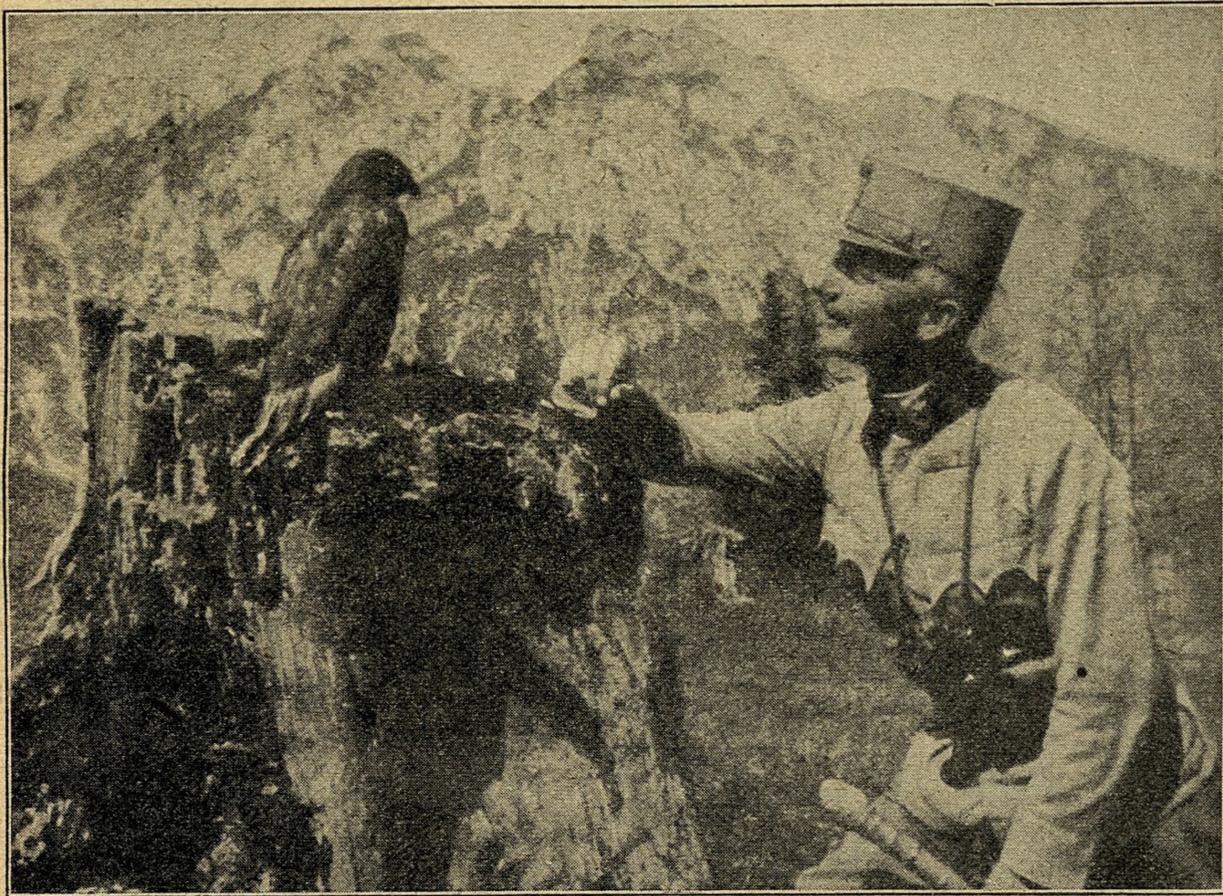
16. April. Russischer Vorstoß am Sereth abgeschlagen. Zwei feindliche Flugzeuge im Westen abgeschossen.

17. April. Fliegerangriff gegen Triest. Feindlicher Angriff bei Zagora abgewiesen. Die Westkuppe des Col di Lana durch ital. Minen gesprengt. Im Suganatale vorgeschobene italienische Stellungen genommen. 600 Gefang., 4 Maschg. Stellungskämpfe bei St. Eloi. Erstürmung franz. Stellungen am Steinbruch bei Saudromont und beim Gehöfte Thiaumont; über 1700 Franzosen gefangen. (Seit 21. Feber 40.000 franz. Gefangene.) Ein Angriff im Caillette-Wald abgeschlagen; ebenso ein russischer bei Garbunowka.

18. April. Heftige Kämpfe am Col di Lana. Sprengung einer Mine bei Tarnopol und Besetzung des Trichters. Der Steinbruch südlich von Saudromont genommen, 100 Franzosen gefangen. Ein franz. Angriff bei Thiaumont scheitert. Glücklicher Patrouillenvorstoß bei Combrès; 77 Franzosen gefangen.

19. April. Der Col di Lana fällt in den Besitz der Italiener. Im Sugana-Abschnitte werden sie abgewiesen. Am Nernbogen engl. Gräben besetzt; 109 Gefang., 2 Maschg. Im Caillette-Wald Angriff der Russen abgewiesen. Die Russen nehmen Trapezunt.

20. April. 7 italienische Flugzeuge werfen 25 Bomben auf Triest ab. 9 Leute, darunter 5 Kinder getötet. Das Salestianer-Kloster zerstört, während 400 Kinder beim Gottesdienst sind. Görz wieder beschossen. — Ital. Angriffe im Col di Lana-Gebiete unter schwersten Verlusten



• Kriegskameraden auf dem Arn.

9. April. Verlust einiger Gräben südlich Sperone an der Bonalesstraße, Caldonazzo vom Feinde in Brand geschossen. — Gegenangriffe südl. Eloi abgewiesen. Lebhaftige Minenkämpfe zwischen La Bassée und Arras. Bethincourt, Alsace und Lorraine genommen (714 Gef., 2 Gesch., 13 Maschinengewehre). Erfolge nördlich Avocourt und südlich des Rabenwaldes (276 Gef.). Säuberung einer Schlucht am Pfefferrücken (188 Gef.). Vier Flugzeuge abgeschossen.

10. April. Zunahme der Artillerietätigkeit an der Südwestfront und Beschießung der Orte hinter unserer Front durch den Feind. — Andauer der Kämpfe bei Riga. — Südlich St. Eloi wird ein starker englischer Handgranatenangriff abgewiesen. Zwischen Hautcourt und Bethincourt werden feindliche Gegenangriffe blutigst abgeschlagen (571 Gef., 9 Maschi-

der Kämpfe an der Bonalesstraße, nachdem am Vortage der Feind aus den Gräben südlich Sperone wieder vertrieben wurde. — Erfolgloser Gasangriff nordöstlich Compiègne. Beiderseits der Maas lebhaftige Artilleriekämpfe.

13. April. Bei Garbunowka und südlich des Maroczsees werden Vorstöße abgeschlagen. Desgleichen Angriffe gegen die Stellungen am Serwetich, nördlich von Zirin. In Wolhynien und Ostgalizien heftige Artilleriekämpfe. Im Strypawinkel, südöstlich Buzacz und nordöstlich Jaslowic Vorfeldkämpfe, wobei eine Schanze geräumt, eine russische Vorstellung genommen wird. — Östlich des Vardar lebhaftige feindliche Artillerietätigkeit. — Am Mrzli Brh wird eine Vorstellung erobert, bei Gltisch und Pinteba wirksame Beschießung der feindlichen Stellungen bei Novoledo, im Sugana wird ein Angriff abgewiesen.

abgewiesen. Ebenso im Sugana-Abschnitt und bei Sperone. Angriff der Franzosen am „Toten Mann“, bei Houdromont und im Caillette-Wald abgewiesen. Nur ein kleines Grabenstück noch strittig (westl. der Maas). Russischer Angriff bei Garbunowka abgewiesen. Die Bahnanlagen bei Tarnopol und die von Franzosen besetzten Orte im Wardartal mit Bomben belegt. Aus der Türkei wird ein Erfolg in Mesopotamien gegen die Engländer, aber auch der Verlust von Trapezunt gegen die Russen gemeldet.

Verschiedenes.

Die Verluste der englischen Handelsflotte belaufen sich auf 764 Schiffe mit 1.798.538 Tonnen, die der französischen auf 70 Schiffe mit 191.169 Tonnen. — Täglich laufen Nachrichten von zerstörten Schiffen ein. Amerika richtet eine neue Note an Deutschland wegen des Unterseebootkrieges und auch eine Anfrage an Österreich-Ungarn. — General Sarraill ist nach einer Meldung aus Saloniki abberufen und durch General Simon ersetzt worden. — Die „Sommerzeit“ ist bei uns wie auch in Deutschland und in Ungarn eingeführt worden. Das heißt vom 31. April nachts 11 Uhr an werden alle Uhren um eine Stunde vorgestellt. — Einsturz des Leitmeritzer Rathhauses am 19. April. — Wirtschaftliches Abkommen zwischen Rumänien und Deutschland, beide wollen nach Möglichkeit den Warenaustausch pflegen. — Ausschreibung unserer vierten Kriegsanleihe. — Einführung der Kriegsgewinnsteuer. — Nachmusterung der Landsturmpflichtigen von 1866 bis 1897 vom 22. Mai bis 29. Juli bestimmt. — Marschall Goltz Pascha, der in türkischen Diensten stehende 73jährige bekannte deutsche General ist an Flecktyphus gestorben. — Nordamerika richtet am 20. April an Deutschland eine Note, worin es das Aufgeben der gegenwärtigen Methode des Unterseebootkrieges und Androhung der Aufhebung der diplomatischen Beziehungen fordert.

Rechtswunde.

Die Kriegsgewinnsteuer.

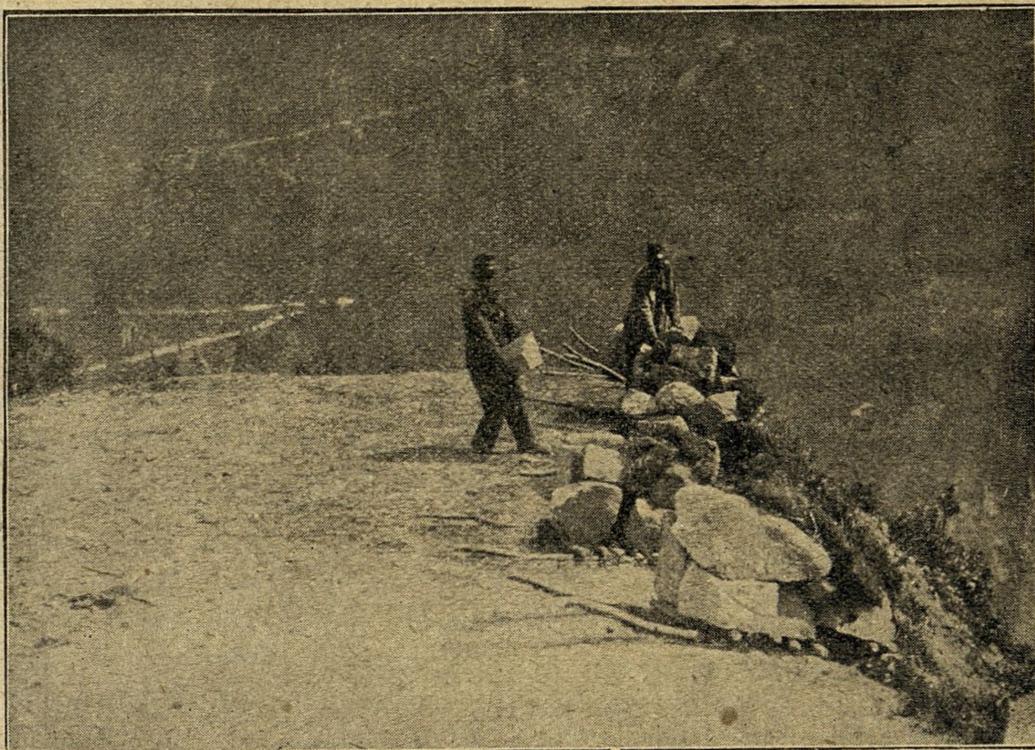
Fast gleichzeitig mit der Auflegung der vierten österreichischen Kriegsanleihe, für die jeder österreichische Staatsbürger noch sein Möglichstes zeichnen sollte, um den großen Sieg und Frieden des Vaterlandes, um den wir alle Gott bitten, recht bald herbeiführen zu helfen, ist die sogenannte Kriegsgewinnsteuer auf größere Gewinne die während des Krieges und durch den Krieg erzielt wurden, im Wege einer kaiserlichen Verordnung in Österreich eingeführt worden.

Diese neue Steuer ist vollkommen gerechtfertigt und könnte eher noch höher bemessen werden, als es im Gesetze der Fall ist. Die Kriegsgewinnsteuer betrifft sowohl Einzelpersonen als auch Erwerbsgesellschaften, welche während des Krieges

ein Mehreinkommen als früher erreicht haben.

Die Steuerkala der Erwerbsgesellschaften und der Einzelpersonen ist stufenweise abgestuft. Sie beginnt bei Gesellschaften mit 10 Prozent, bei Einzelpersonen mit 5 Prozent und verläuft bei ersteren bis 35 Prozent, bei letzteren bis 45 Prozent. Auch für die Filialen ausländischer Gesellschaften ist eine progressive (fortschreitende), jedoch nicht nach der Rentabilität, sondern nach dem absoluten Mehrertragnisse ausgestaltete Skala von 20 bis 40 Prozent vorgesehen.

Die effektive Steuerbelastung der Einzelpersonen wird z. B. bei einem Mehreinkommen von 10.000 K 5 Prozent, bei 50.000 K 13 Proz., bei 100.000 K 19.5 Proz., bei 200.000 K 27.2 Prozent, bei 500.000 K 38.9 Proz. und steigt entsprechend der Erhöhung des Mehreinkommens



Steinlawinen auf einem Berg: Plateau an der italienisch-österreichischen Grenze.

weiter bis zum Steuermaximum (45 Prozent). Mehrertragnisse der Gesellschaften bis 10.000 K und Mehreinkommen der Einzelpersonen bis 3000 K bleiben frei. Das Mehreinkommen in Dienstbezügen öffentlicher Beamten wird von der Steuer freigelassen, jenes der Privatangestellten, falls es 4000 Kronen nicht übersteigt. Die Bemessung der Steuer wird sich im Wesentlichen an die Bemessung der bestehenden Steuern anlehnen.

Wer ein Mehreinkommen im Kriege erzielt hat, kann und soll dem Staate davon einen Teil zurückgeben in Form einer Steuer; aber auch den anderen Teil des Mehrgewinnes sollte er ganz für Wohltätigkeit und Zwecke des Staates insbesondere durch Zeichnung der neuen Kriegsanleihe (5½proz. steuerfreie amortisable Staatsanleihe oder steuerfreie 5½proz. Schatzscheine) verwenden.

Minister und Spielmann.

Ein reizendes Anekdotchen wird von dem verstorbenen preußischen Finanzminister Bitter erzählt, der bekanntlich ein leidenschaftlicher Musikfreund und trefflicher Klavierspieler war. Als Herr v. Bitter, in der ersten Zeit seiner Ministerschaft auf einer Urlaubsreise begriffen, sich zwei Tage in dem schlesischen Städtchen Landeshut aufhielt, unternahm er von da auch einen kleinen Ausflug in die schöne Umgebung. Auf Geheiß des Ministers hielt der Wagen vor einem Dorf-Kretscham, wo man sich — es war gerade sehr heiß — an einem frischen Trunke gütlich tun wollte. Der Minister betrat die große und geräumige Dorfschenke und gewährte darin eine Menge gepukter Bauernbirnen und Burschen, die offenbar — alle zum Tanz gekommen waren; die Musik aber fehlte noch. Herr v. Bitter, als er das of-

fene Klavier — einen uralten Klimperkasten — erblickte, wurde nichtsdestoweniger vom Musikteufel erfaßt, er setzte sich hin und begann zu spielen. Natürlich elektrifizierte das die ganze tanzfrohe Bauernjugend und im Nu sah man wohl ein Dutzend Paare tanzend durcheinander wirbeln. Der Dorfwirt, welcher die bestellte Musik sehnsüchtig, aber vergeblich zu erwarten schien, war des Spiels natürlich sehr froh. Respektvoll näherte er sich dem fremden Gaste mit der neugierigen Frage: „Ach, der Herr sein wohl auch Kapellmeister zu Hause?“ — „Nein, lieber Mann“ — entgegnete der Gefragte, indem er sich lächelnd umwandte — „das bin ich nicht, ich spielte zu Hause in Berlin nur die zweite Geige!“ — Der biedere Dorfwirt verstand die Anspielung nicht, denn er hatte keine Ahnung, daß sein Gast der preußische Finanzminister v. Bitter war.

Missionen.

Ein Bild von Freud' und Leid.

Der Weltkrieg hat alle Winkel der Erde in Mitleidenschaft gezogen wie noch kein Krieg zuvor. Selbst auf die fernen Inseln des Stillen Ozeans schlagen seine Wogen und bringen Elend und Not. Namentlich die unter deutscher Herrschaft stehenden Gebiete u. Eilande werden vom Kriege schwer mitbetroffen. So schreibt ein Steyler Missionär auf Kaiser-Wilhelms-Land (Deutsch-Neuguinea) P. Andreas Puff an die Wohltäter und Freunde der Mission (durch die „Kath. Missionen“, Verlag Herder, Freiburg i. Br.):

„Ein hartes Jahr haben wir verlebt in dieser Wildnis. Von jeglicher Verbindung hatte uns der Krieg vorerst abgeschnitten, die wir noch fast allseits auf Europa angewiesen sind. Schon mußte man in Sorge sein um das Leben der Missionäre, da die Mordlust der Eingeborenen an gar manchen Orten sich regte. Dazu ward mit der Besetzung Neuguineas durch englische Truppen die Lebensmittelfuhr in Frage gestellt oder doch erschwert. Der größte Teil unserer Arbeiter hatte mit dem Erscheinen der feindlichen Kriegsflotte die Flucht ergriffen. Unsere Zentralschule mußte sofort nach Ausbruch des Krieges geschlossen werden, da die Ernährung der Kinder nicht besorgt werden konnte. Die Reiszufuhr blieb aus od. wurde zu teuer, und die gepflanzten Erdfrüchte trockneten im Boden ein, da von Mitte Mai bis Dezember kein fruchtbringender Regen fiel. Die Preise für die notwendigsten Lebensmittel stiegen vielfach um das Dreifache. Unser Missionsdampfer „Gabriel“ war in großer Gefahr, von den Engländern gefapert zu werden, und selbst die Mission war in bedrängte Lage gekommen. Doch Dank sei Gott dem Herrn, daß er uns so gut beschirmt hat. An allen Außenstationen konnte ruhig weitergearbeitet und auch Erfolg erzielt werden.“

Im ganzen wurden während des ersten Kriegsjahres 570 Tausen gespendet, 46.000 Beichten gehört, 70.000 heilige Kommunionen ausgeteilt und 25 Ehen geschlossen. Ja, es konnte sogar eine neue Station in Murik eröffnet werden.

Unter welchen Entbehrungen diese Erfolge erzielt werden mußten, mag uns der Brief einer Missionschwester an das Mutterhaus in Steyl zeigen.

„Hier in der weltverlorenen Südsee,“ so schreibt die Schwester, „geht es uns verhältnismäßig gut. In alles, was Gott schickt, kann man sich finden. . . . Bis jetzt haben wir noch Mehl und Wein, brauchen also nicht auf die heilige Messe zu verzichten und können uns stärken am Tische des Herrn; wenn die heilige Kommunion fehlt, dann wird es wohl schlimm. — Solange wir noch Abfall von Wachs haben, fertigen wir uns die Kerzen für die Kirche selbst an. Wir können uns da gut helfen; auch andere Stationen haben wir

schon versorgt. . . . Soffentlich werden doch jetzt keine außerordentlichen Erkrankungen mehr vorkommen! Wenn jetzt eine Schwester erkrankt, so ist guter Rat teuer, weil wir ja keine kräftige Kost zu verabreichen haben. Zucker und Kaffee sind aufgebraucht. Eine Zeitlang trockneten wir Tee, dann erhielten wir wieder ein wenig Kaffee von St. Michael. Unsere Schuhe werden immer schlechter, und barfuß laufen kann nicht jede. Wie werden wir dann ohne Schuhe unsere Leute, die stundenweit entfernt wohnen, besuchen können, was doch so notwendig ist, zumal hier Hungersnot herrscht! Sehr schlimm ist's, daß wir bei unserer großen Wasserarmut bald auch keine Seife mehr haben. Der Wassermangel scheint in diesem Jahre größer zu werden als je zuvor. . . . Von Mai bis Dezember 1914 fiel außer einer einzigen Ausnahme kein Regen. Infolgedessen konnten die Leute nichts pflanzen, u. der geringe Vorrat an Jams (Südkartoffel) war zu früh aufgezehrt. Dazu kam noch der Umstand, daß viele Arbeiter aus den Plantagen sowie Kinder, die bei der Mission untergebracht waren, nach Hause zurückkehrten und mit verzehren halfen. Der hochw. P. Schebesta hat mehrmals von den Monumboleuten Kokosnüsse für unsere Mädchen gekauft. Kokosnuß und Unkraut, welches sie als Gemüse kochten, war fast ihre einzige Nahrung. Die Mädchen waren dankbar für das wenige, welches wir ihnen geben konnten; in den Dörfern hatten die Leute dies nicht einmal. . . . Mit der Missionierung geht es ziemlich gut voran. Im Vorjahre hatten wir 93 Tausen. Auch wir Schwestern konnte manche Kinder taufen auf unseren Ausgängen, besonders solche, welche wegen Mangels an Nahrung dem Tode geweiht waren. . . . Unsere Schulen sind zur Zeit gut besucht. In der Hungersnot konnten die Kinder nicht regelmäßig kommen, weil sie sich vielfach im Busch ihre Nahrung suchen mußten. So wird es wohl auch in der kommenden Zeit wieder sein.“

Das Bild von Freud' und Leid, das uns hier in schlichten Worten entworfen wird, dürfte im großen und ganzen auch einen Einblick in das Missionsleben der deutschen Missionäre in der Südsee überhaupt geben.

Erziehungswesen.

Energie.

Wie das Kind in früher Jugend erzogen wird, so entfaltet es sich gewöhnlich in späteren Jahren zum guten oder minder guten Menschen. Wie körperlich die Kraft wächst, so wachsen auch die geistigen Fähigkeiten.

„Ich will!“ Ein Wort von stolzem Klang. „Ich wollte!“ Ein zaghaftes, schwaches Aufklackern des Willens. Wohl ist die rechte Einsicht da, man sieht, wo es fehlt, aber die Kraft zum Vollbringen mangelt. Was möchte, was wollte der

Mensch nicht alles, wenn er Tatkraft, Mut und Entschlossenheit besäße! Die einen festen Willen haben, das sind die Menschen, die als feste Persönlichkeiten im Leben stehen und ihr Schicksal zu meistern verstehen. Sie wissen, was sie wollen und besitzen die Kraft zum Können. Wir haben wohl alle schon Menschen kennen gelernt, die wir um ihrer Energie willen bewunderten, denen alles glückte, was sie ausführten. Ihr starker Wille einte sich mit der Kraft, die den Erfolg erzwang. Schnelle Entschlossenheit, Umsicht und Einsicht sind unentbehrlich im Leben. Es gibt recht viele Lebenslagen, in denen wir Energie brauchen; nicht nur bei außerordentlichen Ereignissen und Gelegenheiten, auch im Alltagsleben kommen unzählige Anlässe, wo wir über energisches Wollen verfügen müssen.

Wie gewinnen wir Energie? Schon das Kind kann man durch rechte Leitung mit starkem Wollen u. Können ausrüsten, und der erwachsene Mensch muß an sich selbst arbeiten. Wenn er sich nur mit strenger Selbstzucht rüstet, sich niemals dem Gefühl der eigenen Schwäche ergibt und von sich selbst nur Ganzes und Tüchtiges fordert, dann darf er sicher sein, daß seine Kräfte im entscheidenden Augenblicke nicht versagen. Wenn auch der erste Weg zum Ziel erschwert ist, nur nicht gleich die Waffen strecken, sondern mit Entschlossenheit neue Versuche wagen und das Gelingen erzwingen.

Schon mancher hat mit kraftvollem Wollen große Taten erzwungen, aber auch der Kleinkrieg des Alltags erfordert ein festes Wollen. Wenn wir uns bemühen, bei kleinen Leistungen das Können zu erzwingen, so werden wir in der Übung allmählich erstarken und freie, tüchtige Menschen werden, Meister der Lebenskunst.

Gesundheitspflege.

Gegen Halsentzündung.

Man nimmt drei oder vier große Zwiebeln und bäckt oder röstet sie, jedoch ohne Wasser dabei zu verwenden. Sobald sie weich sind, nimmt man schnell die äußere Haut ab und zerdrückt die Zwiebeln, am besten mit einem Rudelholz. Hierauf schlägt man sie in ein dünnes Tuch ein und legt sie, so warm es vertragen wird, über den Hals. Der Umschlag, welcher von einem Ohr zum andern reichen und wenigstens 3 Zoll breit sein muß, bleibt Tag und Nacht liegen. Nach Ablauf von 24 Stunden werden die Zwiebeln durch frische ersetzt. Wird der Umschlag entfernt, so muß einige Tage eine Binde oder ein Fleck von Wolle um den Hals getragen werden. Durch dieses einfache Mittel kann man den Kranken schnelle Linderung verschaffen in einem Leiden, das mitunter sehr schmerzhaft ist. — Als ein anderes gutes Hausmittel gegen Halsentzündung und Halsbräune ist folgendes: Man gibt dem Kinde von 5 zu 5 Minuten einen

Löffel voll Probenzer- oder gutes Salat-Öl, in welchem so viel gestoßener Zucker aufgelöst ist, als es annimmt. Dieses Mittel läßt die Krankheit wenigstens nicht weiter schreiten und man kann mit Ruhe die Ankunft eines Arztes abwarten. Öl mit Zucker genommen ist auch bei Halsweh und Halsentzündungen jeder Art gleich empfehlenswert.

Für Haus und Küche.

Kartoffelsuppe. Zweieinhalb Pfund geschälte Kartoffeln werden geschnitten, gewaschen und mit Salz und drei Liter Wasser aufs Feuer gesetzt. Inzwischen brätet man in Würfel geschnittenen Speck gelblich und tut die Grieben zu den Kartoffeln. Dann gibt man zwei Petersilienwurzeln, etwas Sellerieknolle und Porree hinzu und kocht die Suppe so lange, bis sie sämig geworden ist. Zum Schluß zieht man einen Teelöffel Fleischextrakt darunter, wodurch die Suppe genau so kräftig schmeckt, als wenn sie mit frischem Fleisch gekocht wäre.

Gewöhnliche Kapernsauce. In $\frac{1}{2}$ Liter Rindsuppe läßt man Kapern, 30 bis 40 Stück, ein ganz kleines Stückchen Zucker, 1 Eßlöffel weißen Wein, 1 Eßlöffel sauren Rahm und ein wenig Essig gut aufkochen. Dann wird mit gelber Einbrenn eingemacht, gut versprudelt, eingekocht u. zu Tische gebracht.

Gebackene Kalbsfüße. Die gut gereinigten, der Länge nach zerhackten Kalbsfüße werden in Salzwasser ungefähr 2 Stunden gekocht, bis sie weich sind. Dann löst man die Knochen aus und legt die Kalbsfüße zum Abtrocknen auf ein Tuch. Nun taucht man sie in Mehl, in gesprudelte Eier, hierauf in feingeriebene und gesiebte Semmelbrösel und bäckt sie so gleich in heißem Schmalze goldgelb.

Für den Landwirt.

Den Gummifluß der Obstbäume zu verhindern.

Der Gummi, welcher sich besonders an den Steinobstbäumen ansetzt, ist ein ausgetretener Saft, dessen wässerige Teile an der Luft verdünsten, so daß er endlich eintrocknet und hart wird. Der Gummifluß bewirkt an den Bäumen Krebs- und Brandschäden, wodurch sie entkräftet werden und endlich absterben. Diesem Übel sind vorzüglich die Bäume in feuchten Gärten unterworfen und besonders werden die Aprikosenbäume von demselben leicht heimgesucht. Christoph Herweg hat folgendes Mittel dagegen mit Erfolg erprobt. Man nimmt den Gummi mit einem scharfen Messer weg und schneidet die franke Stelle bis auf das gesunde Holz aus. Dann reibt man die Wunde tüchtig mit den Blättern des Sauerampfers, die man dabei zerquetscht, damit der Saft recht in die Gefäße der ausgeschnittenen Teile eindringen kann. Kurze Zeit

nach diesem Einreiben wird sich die Wunde Stelle wieder mit einer neuen, gesunden Rinde überziehen und dann nie wieder Gummi ausfließen lassen. Dieses Mittel ist einfach und bewährt.

Erhitzte Pferde zu behandeln.

Man gibt dem erhitzten Pferde 1 Eßlöffel einer Mischung aus $\frac{1}{3}$ Schwefelpulver und $\frac{2}{3}$ Salpeterpulver; ist das Tier sehr erhitzt, so gibt man ihm 2 Eßlöffel voll von dem Pulver, ehe man es in den Stall führt.

Gemeinnütziges.

Glänzenmachen des Fußbodenanstriches. Man streiche zuerst mit Leinöl, dann löse man Schellack in Weingeist auf und streiche damit, noch ehe das Öl ganz eingetrocknet ist. Nach einer Stunde wiederhole man den Anstrich, dann wieder mit der Schellacklösung und, wenn man den Boden recht glänzend haben will, zum dritten Male.

Kostflecke in weißer Wäsche verschwinden, wenn man die betreffende Stelle mit Meesalz bestreut, dann direkt den Fleck über heißen Wasserdampf hält; im Augenblick ist der Fleck verschwunden. Darnach wasche man das Wäschestück sehr gründlich in warmem Wasser aus.

Die Verwendung der Soda im Haushalt. Sie löst Schmutz und Fettflecke in der Wäsche. Zu gleichen Teilen mit Seifen sand und weißem Sand vermischt, reinigt sie Holzbretter und Küchengeräte von Holz vorzüglich. Eine Abkochung von einer Tasse Weizenkleie in vier Liter Wasser mit Zusatz von einem wallnußgroßen Stück Soda ist ein vorzügliches Reinigungsmittel für helle Türen und Küchenmöbel. Starkes Sodawasser, eigroß Soda auf zwei Liter Wasser mit Zusatz von einem Löffel Salmiak, macht Fliesen und Steinstufen hell und klar. Eingebraunte Töpfe fülle man mit kaltem Sodawasser und lasse vierundzwanzig Stunden weichen, dann läßt sich der Ansatz ohne Mühe entfernen.

Buntes Allerlei.

Berühmt gewordene dumme Jungen.

Auffallende Beschränktheit oder auffallende Begabung in der Jugend erlauben keinen sicheren Schluß auf die Leistungen in reiferem Alter. Die Biographien berühmter Männer beweisen dies des öfteren. So zeigte der Forscher Alexander v. Humboldt als Kind im Gegensatz zu seinem Bruder Wilhelm eine so geringe Fassungs gabe, daß seine Lehrer und seine Mutter zu der Überzeugung kamen, er eigne sich nicht zum Studieren. Aber es wurde ihm „auf einmal Licht im Kopfe“. Der berühmte Romanschriftsteller Walter Scott war in der Schule der Schrecken aller Lehrer, und noch auf der Universität Edinburg prophezeite ihm Professor Delzell, daß er es nie zu etwas bringen wür-

de. Ganz ähnlich erging es Wallenstein, dem Herzog von Friedland, auf der hohen Schule zu Goldberg in Schlessien. Ihm sprach der berühmte Pädagoge Trogendorf auch jede Befähigung ab. Justus v. Liebig saß auf dem letzten Platz und wurde von seinen Mitschülern nur der „dumme Justus“ genannt. Linné, der große Botaniker, galt bei seinen Lehrern für so wenig begabt, daß sie über den Mangel an Fähigkeiten den Kopf schüttelten. Sein Vater beschloß deshalb, ihn Schuhmacher werden zu lassen, und schon beschäftigte sich der Junge mit Pfriem und Knieriem, als ein seinem Vater befreundeter Arzt die eigentümliche Begabung des Jungen entdeckte und veranlaßte, daß Linné sich dem Studium der Naturwissenschaften widmen durfte. Auch der Gründer der Borsigwerke, Johann Borsig, der sich als Sohn eines Zimmermanns in Breslau aus kümmerlichen Anfängen durch eigene Kraft zu einem Großindustriellen von Bedeutung emporgeschwungen, konnte als Zögling des Gewerbeinstitutes in Berlin der straffen Lehrmethode seines Lehrers Beuth wenig Geschmack abgewinnen und daher auch keine Lorbeeren erringen. Beuth hatte ihm sogar zu verstehen gegeben, daß er von ihm als Techniker wenig erwarte, u. ihm geraten, eine andere Laufbahn einzuschlagen. Später machte Beuth oft mit Zöglingen des Gewerbeinstituts einen Rundgang durch die Borsigische Fabrik, um die Musteranstalt zu zeigen. Mit Vergnügen konnte Borsig feststellen, daß der Mann, der ihm gesagt hatte, er solle Schuster werden, seinen Jungen nun sein Lebenswerk vorführte.

Der verkannte Ozean.

Mann und Frau kommen zum Advokaten, um sich scheiden zu lassen, wenigstens war es die Absicht des Mannes. Der Advokat stellte nun die Frage: „Sie wollen sich scheiden lassen?“ — Mann: „Ja, meine Frau trachtet mir nach dem Leben.“ — Frau: „Ich bin wohl sehr unglücklich, aber so ein schrecklicher Gedanke ist mir noch nie gekommen.“ — Advokat: „Wie können Sie aber dann Ihre Frau so ungerecht beschuldigen?“ — Mann: „O, bitte, nicht ungerecht! Erst gestern, als wir wieder gestritten haben, und sie recht zornig war, hat sie gesagt: „Ich möchte den Ozean vergiften,“ — und damit kann sie doch nur mich gemeint haben.“

Die neue Köchin.

Man hatte sich zum Tee vereinigt. Der Herr kostete und kostete wieder: „Aber der Tee riecht ja heute ganz abscheulich.“ — Frau: „Die neue Köchin hat ihn gemacht.“ — Sie rief sie und sagte: „Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen den Tee gerade so anschütten wie den Kaffee!“ — Köchin: „Hab's auch so gemacht, gnädige Frau, ich müßt' am End' nur ein bißerl zuviel Bichorie erwischt haben.“

Höchster Triumph der Bauchrednerei.

Amerikanische Zeitungen berichten eine sehr köstliche Geschichte, die sie als beste Reklame und „höchsten Triumph der Bauchrednerei“ bezeichnen. Mr. Webb kam unbekannt in ein erstes Hotel in Newyork. Er hatte einen hohen und schweren eisernen Koffer mit und ersuchte den Träger, ja recht vorsichtig zu sein. Als dieser etwas hart mit ihm umging, fuhr er erbleichend zusammen. Am andern Morgen vernahm nun das Personal vom Gange aus ein heftiges Geschrei und Röcheln im Zimmer des Fremden, dazu den schluchzenden Ruf: „Papa, Papa, Gnade, Gnade, ich will es nicht wieder tun! Nichts will ich verraten! Nur Gnade!“ Darauf vernahm man ein wildes Stampfen, wie wenn jemand einen anderen zu erwürgen suchte und mit aller Gewalt zu Boden würfe. Der sofort herbeigerufene Wirt, umgeben von der gesamten Kellnerschar, klopfte an die Tür und bat dringend, sofort zu öffnen. Der Reisende antwortete: „Machen Sie, daß Sie fortkommen. Niemand hat hier etwas zu suchen. Ich öffne nicht!“ „Dann schicke ich zur Polizei!“ „Tun Sie es!“ erwiderte der Fremde. Gleich darauf freischte eine Kinderstimme: „Papa, Erbarmen! Nur nicht das! Ich will schweigen wie ein Grab, aber um Gotteswillen Gnade!“ Inzwischen kam ein Polizeikommissär mit mehreren Sicherheitsbeamten. „Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!“ rief er, während ein herbeigeholter Schlosser sich anschickte, die Tür mit Gewalt zu sprengen. Da der Fremde nicht öffnete, so wurde der Eintritt erzwungen. Der Gast saß auf dem Sofa, neben ihm stand der Koffer, den man ebenfalls erbrach. Während dieser Arbeit rief jemand, scheinbar aus dem Koffer heraus: „Papa, ich will ja gut sein!“ In dem Koffer fand man einen zweiten Koffer, den man nun auch gewaltiam öffnete. Inzwischen jammerte das Kind aus allen Winkeln, aber die Agenten suchten es vergeblich. Im zweiten Koffer fand man endlich ein kleines Mädchen, das, als der Kommissär es anfassen wollte, wehmütig schrie: „Gnade, Gnade!“ Plötzlich sah der Beamte, daß es eine — Puppe war, und nun merkte er, daß ein geschickter Bauchredner sie alle angeführt hatte. Dieser hatte sich seit Wochen umsonst nach Erwerb umgesehen, und war schließlich auf das gelungene Reklamestück verfallen, das ihn schnell bekannt machte.

Das fatale Fremdwort.

Unter der Regierung des Herzogs Ferdinand von Anhalt war der Weg zwischen zweien seiner Dörfer in einem wahren entsetzlichen Zustand. Jedes Fuhrwerk blieb stecken und kein Fußgänger konnte ihn passieren. Die Bauern, die diesen Weg in gutem Zustande zu halten hatten, hatten weder Zeit noch Geld, wie überhaupt keine Lust dazu. Als aber eines Tages der Herzog mit seinem Wagen in jenem

Schlamm stecken geblieben war, bekam die Sache eine andere Wendung. Er ließ den Schulzen des Dorfes vor sich kommen und fuhr ihn an: „Nun habe ich aber Eure Schlamperei satt! Ihr wollt wohl mit der Ausbesserung des Weges warten, bis einmal Euer eigener Herzog den Hals gebrochen hat!“ „Herr Herzog,“ entschuldigte sich der Schulze, „meine Schuld ist es nicht. Die Bauern —“ „Ach was, die Bauern!“ unterbrach in der Herzog. „Ihr seid Schulze! Ihr müßt die Leute persuadieren (überreden)! Verstehet Ihr mich!“ Ganz trübselig gestimmt schlich der Schulze heimwärts. Er sollte die armen Bauern „perschwadieren“. Ja, was war denn das? Gewiß eine neue entsetzliche Strafe. Die Bauern waren seine Verwandten, Freunde und Bekannten, und die sollte er alle „perschwadieren“; das tat ihm doch gar zu leid. Zu Hause angekommen, versammelte er die Gemeinde und trug ihr die Sache vor. Die Leuten kamen aber wieder auf ihre alten Sprünge: wegen der bevorstehenden Ernte hatten sie keine Zeit, auch sei das Geld rar; der Weg laufe nicht fort, der könne noch lange in Ordnung gebracht werden usw. „Es hilft alles nichts,“ entgegnete der Schulze, „der Weg muß jetzt ausgebessert werden, oder ich soll euch alle perschwadieren! So hat es der Herzog befohlen. Ihr versteht mich doch? — Die Bauern sahen einander eine Weile stumm und verduzt an. Perschwadieren? Was war denn das wieder für eine Strafe? Endlich nahm ein Alter das Wort und sagte: „Na, nun kann das Weigern nichts mehr helfen. Perschwadieren lassen wir uns nicht.“

Der Sprachenmeister.

Ikig sagte zum Beitel: Ich sage dir, mein Samuel kann rechnen, wie 'n Professor. — Beitel: Das haist nix, rechnen haben wir gelernt im Mutterleib, das kann mein Moses auch; aber sprechen sollst ihn hören; er spricht dir, vier Sprachen und hat se nie gelernt. — Ikig: Wie gelernt? Gott's Wunder, wer's glaubt. — Beitel: Nu spricht er doch deutsch, jüdischdeutsch, deutschjüdisch und dorch de Nos!

Er verstand es nicht besser.

Der Minister Graf von Hohm in Berlin ließ einst kurz vor einer Reise nach Breslau einen Schneider rufen, um einige ihm nachzuschickende Röcke zu bestellen. In der Verlegenheit, worin sich der Schneider wegen der gehörig abzufassenden Adresse befand, suchte er unter der Menge von Briefcouverten, die in dem Arbeitszimmer des Ministers lagen, eines zu erhaschen. Zum Unglück war es das eines königlichen Handschreibens, und der Minister staunte nicht wenig, als er bald darauf einen die Röcke begleitenden Brief mit der Aufschrift erhielt: „An meinen lieben Minister Graf von Hohm in Breslau. Hierbei zwei Kleider von seinem Schneider.“

Der genarrte Feldherr.

Marshall Suwarow, den die Russen als den größten nationalen Feldherrn hinzustellen pflegen, liebte es, seltsame Fragen zu stellen, um seine Leute in Verlegenheit zu bringen. An einem bitterkalten Januarabend, wie man sie nur in Rußland erlebt, ging er auf eine Schildwache zu und fragte: „Wie viel Sterne stehen am Himmel?“ Der Soldat antwortete, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, in ruhigem Tone: „Warten Sie ein wenig, Herr Feldmarschall; ich werde es Ihnen gleich sagen!“ Nun fing er an, bedächtig zu zählen: „Ein zwei drei usw.“ Als er bis hundert gekommen war, hielt es Suwarow, der schon blau gefroren war, für geraten, zu verschwinden, nachdem er sich nach dem Namen des schlagfertigen Soldaten erkundigt, der am nächsten Tage zum Unteroffizier befördert wurde.

Richterliche Milde.

Der englische Oberrichter Lord Mansfeld wollte einst einen Menschen freigesprochen wissen, der eine Sache von geringem Werte gestohlen hatte. Er schlug den Geschworenen vor, den entwendeten Gegenstand nur auf 10 Pfennige anzuschlagen. Als der Kläger dies hörte, rief er: „Wie, nur 10 Pfennige, Mylord? Die Fagon allein kostet mich zehnmal mehr?“ „Ach,“ erwiderte Lord Mansfeld, „der Fagon wegen wollen wir keinen Menschen hängen.“

Eine diplomatische Rindfleischlektion.

Die Diplomaten sind gehalten, im Umgange untereinander peinlich genau die Formen innezuhalten, die für den Verkehr maßgebend sind. Als Musterdiplommat in dieser Hinsicht galt Talleyrand, von dem Fürst Gortschakoff eine bezeichnende Geschichte erzählt. Der Staatsmann hatte einmal eine Anzahl Personen zu Tisch gebeten. Nachdem die Suppe abgetragen war, bot er seinen Gästen Rindfleisch an. Zu einem Herzog, der neben ihm saß, sagt er ehrerbietig und ihm das beste Stück aussuchend: „Herr Herzog, darf ich die Ehre haben, Ihnen Rindfleisch anzubieten?“ — Zu dem nächsten Gast mit artigem Lächeln: „Herr Marquis, kann ich das Vergnügen haben, Ihnen Rindfleisch anzubieten?“ — Zu dem dritten mit einem Zeichen von Leutseligkeit: „Lieber Graf, darf ich Ihnen Rindfleisch anbieten?“ — Zu dem vierten mit Wohlwollen: „Baron, nehmen Sie Rindfleisch?“ — Zu dem fünften: „Herr Geheimrat, wollen Sie Rindfleisch?“ — Einem am Ende der Tafel sitzenden Gesandtschaftsattachée endlich rief der Fürst, mit einer Kopfbewegung und einem wohlwollenden Lächeln auf die Fläche seines Messers zeigend, zu: „Rindfleisch?“ — Fürst Gortschakoff, damals noch ein junger Beamter, der ebenfalls zugegen war, merkte sich die Sache und nannte sie später die „Rindfleischlektion“.

Eine schwierige Sache.

Der berühmte französische Rechtsgelehrte und Akademiker Olivier Patru, welcher 1681 in Paris starb, war bis an sein Ende so arm, daß mancher es nicht begreifen konnte. Einst brachen Diebe bei Patru ein und drangen, da sie nirgends etwas wertvolles fanden, bis in das Schlafzimmer des Gelehrten vor. Dieser erwachte bei dem Geräusch, welches die Spitzbuben machten und hörte ihren Anstrengungen, die Schubladen seiner Kommode aufzubrechen, mit Kaltblütigkeit zu. — Endlich brach Patru in ein lautes Lachen aus und rief den erschreckten Dieben zu: „Wie können Sie Ihren Kopf für eine so schwierige Sache einsetzen, dort im Dunkel der Nacht Geld finden zu wollen, wo ich mich am hellen Tage vergebens bemühe, etwas zu finden?“ — Nach dieser Erklärung empfahlen sich die Spitzbuben auf das höflichste.

Büchertisch.

Wie und was sollen wir ins Feld schreiben? In dieser Beziehung wird von den Daheimgebliebenen und besonders von dem weiblichen Teil der Bevölkerung viel gewünscht. Die praktische Wochenschrift „Wiener Hausfrau“, die sich in ihrer neuesten Nummer mit dieser Frage beschäftigt, rät, die Feldpostbriefe immer so zu halten, daß sie dem Empfänger ungetrübten Genuß bereiten. Man soll die Feldgrauen daher weder mit unnützen Klagen, noch mit überflüssigen Fragen quälen. Man soll auch nicht vergessen, daß ein Mann, wenn er seit Monaten an der Front ist, nicht mehr alles so im Kopfe hat, was häusliche und geschäftliche Dinge betrifft. Auch seine Interessen sind andere geworden, so daß er von kleinlichen Dingen und Klatsch nichts wissen will. Mitteilungen über Erkrankungen der Familienangehörigen verschweige man nach Möglichkeit, da der Empfänger im Dienste der höheren Pflicht doch nicht helfen kann und unter dem Druck solcher Nachrichten noch steht, während der Erkrankte vielleicht schon wieder erheblich besser ist. Der Ton im Brief sei von liebevoller Teilnahme durchdrungen, aber weder rührselig noch bemitleidend, nicht gleichgültig und auch nicht tadelnd. — Ein Abonnement

auf die „Wiener Hausfrau“, das vierteljährlich mit Schnittmusterbogen 2 K 60 h kostet und durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu bewirken ist, ist gerade jetzt bei Beginn eines neuen Vierteljahres besonders empfehlenswert. Der Anfang des laufenden Romans wird allen neu hinzutretenden Abonnenten kostenfrei nachgeliefert.

Zur Beachtung! Die hier erwähnten Bücher u. Zeitschriften sind in der **Buchhandlung Ambr. Opitz in Warnsdorf, Nordböhmen**, auch gegen Teilzahlungen, zu haben. Dieselbe liefert auch alle übrigen Bücher, Zeitschriften, Kalender, Gebetbücher, Schulbücher, Musikalien usw.

Gedankensplitter.

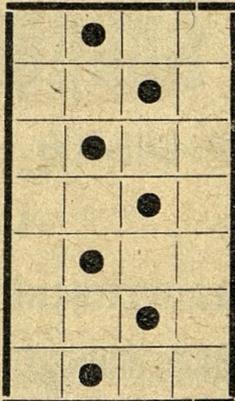
Wenn alle Leute wären reich,
Und alle Leute wären gleich,
Und wären all' zu Tisch gesessen,
Wer wollt' auftragen Trinken und Essen?

„Des Menschen Erdenwallen ist ein Kreislauf. Kindlich reinen Gemütes erblickt er das Licht der Welt, und das höchste Ziel, das er auf ihr erreichen kann, ist — mit kindlich reinem Sinn aus der Welt zu scheiden.“

Rätsel.

Füllrätsel.

A. L.



1. Fluß in Deutschland.
2. Fluß in Spanien.
3. Stadt in Deutschland.
4. Mädchenname.
5. Heilmittel.
6. Fluß in Deutschland
7. Verkehrsmittel.

Die Buchstaben A A A A A A A, B B B, E E E, L L L, M, O O O O, R R, S S, T, U sind in die Felder derart einzutragen, daß die wagrechten Reihen Wörter von der beigelegten Bedeutung bilden, während die durch die schwarzen Punkte bezeichnete Zickzackreihe eine schöne Stadt Deutschlands uns nennt.

Ziffernrätsel.

A. L.

1	2	6	7	Magetier
2	7	4	5	Stadt in Böhmen
3	6	4	5	7 Raubtier
4	5	2	1	biblischer Name
5	2	3	7	Teil des Leibes
6	3	1		Stadt in Deutschland
7	2	6	3	König des Altertums

1 2 3 4 5 6 7 uns allen aus der Leidensgeschichte Jesu bekannt.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 8:

I. (Kammrätsel.)

G	I	B	R	A	L	T	A	R
A	L	L	R	U				
L	I	A	A	D				
L	T	U	U	I				
E	Z	N	N	G				

II. (Ziffernrätsel.)

Spaz, Paris, Isler, Tapir, Zenta, Mainz, Aster, Niesä, Raze, Ernst, Nimes. — Spitzmarken.

Rätsel-Auflösungen aus Nr. 8 sandten ein:

Franz Hergesell, Schönwald b. Friedland; Alois Gabriel, Trauschkowitz b. Komotau; Sophie Schröter, Teplitz-Schöna; Anna Kaschke, Tannwald; Marie Krauß, Hirschberg; Georg Rünzl, Oberfunreit b. Eger; Anna Goldberg, Warnsdorf; Johann Warburg, Wien, Ameisg.; Erhard Siegelsperger, Koop, Ungenach, D.-Desterr.; Ant. Gaisbauer, Markus b. Christianberg; Marie Forche, Liebeschitz b. Leimeritz; Julie Weinhäupl, Wien, Kandlg., Ludmilla Löwe, B.-Leipa; Karola Gabriel, Bürgstein; P. Kamill D.F.M., Linz-Kalvarienberg; Emil Böhm, Hohenörlitz b. Hofitz. — Noch zur vorgegangenen Nummer: Ludwig Birker, Strazburg (Kärnten); stud. Fritz Görlach, Weidenau, Schles.; Mariechen Pilz, Reichenau b. Gablonz; Marie Forche, Liebeschitz b. Leimeritz; Fr. Hergesell, Schönwald; M. Schreiner, St. Lorenzen, Steiermark.

NB. Auf die gesperrt gedruckten Namen entfielen durch das Los Preise.

Das gute Wagenmittel sind Fellers milde abführende Rhabarberpillen m. d. M. „Elsa-Pillen“. Appetitschaffend und magenstärkend. 6 Schachteln franko kosten nur 4 K 40 h. Bei Frauen und Kindern sehr beliebt. Man bestellt direkt vom Apotheker E. B. Feller, Stubica, Gkaplaz Nr. 6 (Kroatien). Schmerzen stillt sicher Fellers „Elsa-Fluid“.

Vertrefflich bewährt für die Krieger im Felde und überhaupt für Jedermann hat sich als beste

schmerzstillende Einreibung

bei Rheumatismus, Rheumatismus, Gicht, Infuenza, Kopf-, Brust- und Rückenwehweh u. s. w.

Dr. RICHTERS

Anker-Liniment. capsici composit.

Ersetzt für Anker-Pain-Expeller.

Phantasie K. — 02, 102, 101.

E. Richter, Apotheker oder direkt an bestellbar von
E. Richter, Apotheker, am Goldenen Löwen
Berg 1, Mühlentorstraße 1.
Weghahner Versand.



Trauerbilder
für gefallene Krieger
Liefert prompt und billigt

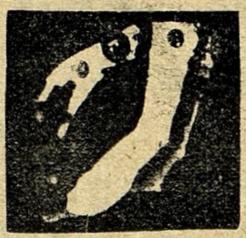
Buchdruckerei Ambr. Opitz
Warnsdorf, Nordböhmen.

Gebete
für die Kriegszeit
Liefert prompt und billigt

Buchdruckerei Ambr. Opitz
Warnsdorf, Nordböhmen.

Adress- und Visitenkarten
Liefert prompt und billigt

Buchdruckerei Ambr. Opitz,
Warnsdorf, Nordböhmen.

 **500 Kr.**

zähle Ihnen,
wenn Ihre
Hühneraugen.

Warzen, Riabalsam in drei Tagen samt Wurzel nicht schmerzlos entfernt. Preis: 1 Ziegel mit Garantiebrieff K 1.50, 3 Ziegel K 4.—, 6 Ziegel K 5.50.

Kemeny, Kaschau, (Kossa)l.
Postfach 12/613 (Ungarn).

Fellers wohltuendes, schmerzstillendes Pflanzen-
Essenzen-Fluid m. d. M.



„ELSA-FLUID“

für lösende Ia

Kals-Russpülungen.

12 Flaschen franko 6 Kronen. Apotheker E. V. Feller,
Stubica, Elsapl. Nr. 6. Kroatien. Ueber 100.000 Dankbriefe.

Den Anfeindungen seitens der Konkurrenz entgegentretend, machen wir auf diesem Wege den Herren Landwirten bekannt, daß wir nach wie vor in der Lage sind, unsere rühmlichst bekannten

Milchzentrifugen „Original Melotte“

zu liefern. — Zu gleicher Zeit machen wir die Besitzer von Melotte-Separatoren darauf aufmerksam, daß wir alle Ersatzteile, sowie Gummidichtungen, Del usw. in der bisherigen guten Qualität abgeben können und stehen wir denselben wie immer auch jetzt mit Rat und Tat zur Verfügung.

Melotte-Werke, Wien,
IV., Maierhofgasse 16.

Ganz Österreich

kennt Jägerndorf als eine der größten Tuchfabrikstädte der Monarchie. Der Bezug von Herren- und Damenstoffen, Militärtuchen, wie auch schlesischer Leinenwaren direkt vom Fabrikplatze bedeutet daher für jeden Privaten eine ganz bedeutende Ersparnis. Verlangen Sie demzufolge kostenlose Zusendung meiner reichhaltigen Muster-Kollektion. — Insbesondere bemustere ich Reste zu tatsächlichen Spottpreisen.

Tuchversandhaus

Franz Schmidt, Jägerndorf Nr. 10.
Oesterr.-Schlesien.

Das Liebeswerk in Krieg und Frieden

Der Hauptzweck des Liebeswerkes ist Rettung der gefährdeten Kinder, die sonst der Kirche und dem Vaterlande verloren gehen würden. Bisher hat das Liebeswerk für Oesterreich-Ungarn 1900 Kinder aus allen Teilen des Reiches aufgenommen.

Die Kinder der Gefallenen zählen gewiß zu den ärmsten der unglücklichen Wesen. Diesen bestrebt sich das Liebeswerk nach Kräften zu helfen. Das Liebeswerk suchte in den verschiedenen Anstalten freie Plätze auf, um die Kinder der Gefallenen dort unterzubringen. Für die allerkleinsten dieser armen Wesen die noch nicht wissen, was rechts und links ist, erbaute das Liebeswerk ein eigenes Heim, nämlich das Kriegswaisenhaus St. Josef am Freinberg bei Linz, das kürzlich fertig wurde und Platz hat für 40 Kinder im Alter von 2 bis 6 Jahren. Noch bevor es fertig wurde, lagen schon Anmeldungen vor, darunter ein Ansuchen des Reservespitales Sambor um Aufnahme eines fünfjährigen ertrotzlosen Knaben, der beide Hände verloren hatte. Das Liebeswerk nahm ihn und viele andere auf und will ihnen Vater und Mutter ersetzen und so ihr trauriges Los nach Kräften erleichtern.

Große Arbeit wartet auf das Liebeswerk auch nach dem Kriege. Es gilt vor allem, die Familie auf der gottgewollten Grundlage zu befestigen. Der Krieg hat auch hier schwere Wunden geschlagen. Darum hat die Monatschrift „Seraphischer Kinderfreund“ eine höchst wichtige und zeitgemäße Arbeit zu leisten. Diese reich illustrierte Monatschrift bestellt man für ein Jahresabonnement von 2 K 40 h beim Seraphischen Liebeswerk für Oesterreich-Ungarn in Linz a. D., Rudigierstraße 8. Der Umschlag des Blattes: „Feldpost“ eignet sich für die Soldaten im Felde.

Gebet Eueren Kindern „Sida“

Kunsthonig als Brotaufstrich!

Erhältlich in allen Kolonialwaren-Geschäften
in Päckchen zu 30 Heller,

ausreichend für 1 1/2 Pfund ff. Kunsthonig.
Nachahmungen dieses Originalfabrikates weisen man zurück!

Druckfaden aller Art liefert prompt und billig die
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Warnsdorf.

Allgemeine Kranken- und Rekonvaleszenten-Zeitung

Fachschrift für alle Interessen der leidenden Menschheit
(Frauen, Männer und Kinder)

bringt volkstümliche Aufklärung auf sämtlichen Krankheits- und Heilgebieten, kostenlose Ratschläge, gesundheitliche und wirtschaftliche Vorteile für Abonnenten etc. etc.

Probenummern gratis und franko durch die Administration:
Wien, VIII/I., Schlüsselgasse 28.

Kaffee

60% billiger
5 kg Postpatete „Kriegs-Nähr-Kaffee“ (bester Ersatz für Bohnenkaffee) versendet für K 14 80 franko Nachnahme. Ein Versuch u. Sie sind ständiger Abnehmer.

Ernst Kunik,
Bodenbach a. d. Elbe, 11.
Tüchtige Vertreter werd. aufgenommen

Bücher und Zeitschriften
aller Art liefert jederzeit
Ambr. Opitz, Buchhandlung,
Warnsdorf, Nordböhmen.